

Clemens-E. Fischer

Die Schlüsselblumen

Eine Parabel

Fischer, Clemens-E.:

Die Schlüsselblumen :

Eine Parabel / Clemens-Elias Fischer

cefischer verlag, 2011

eBook Edition, Revision 1

Das vorliegende Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jegliche Verwertung, insbesondere Vervielfältigung, Weitergabe, Übernahme in andere digitale Medien sowie Übersetzung, Aufführung, Abdruck, Sendung oder Vertonung, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlages untersagt.

Die Handlung und Charaktere in diesem Werk sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen wäre rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Copyright © cefischer verlag, Deutschland. Alle Rechte vorbehalten.

Internet: <http://verlag.cefischer.de>

E-Mail: kontakt@cefischer-verlag.de

cefischer verlag ist ein Geschäftszweig der Firma
cefischer Buchverlag + Embedded Solutions, Clemens-E. Fischer.

Clemens-E. Fischer

Die Schlüsselblumen

Eine Parabel

DIE SCHLÜSSELBLUMEN

1 Ich kann mich noch genau an die Vorfälle erinnern, die sich vor etwa zehn Jahren zutrugen. Zu dieser Zeit verstarb mein Vater. Ich fand das nicht sonderlich traurig; zumindest überragte mein Leid nicht einmal das Mindestmaß an Trauer, das sich für einen Sohn geziemt. So erschreckend ich dies auf der einen Seite fand, so verwunderte es mich doch nicht, denn wir hatten uns nie richtig verstanden. Wohl weil er meinen Beruf nicht schätzte, er mir nie zutraute, irgend etwas zustande zu bringen; oder vielleicht auch nur weil ihm die Nasen der Damen nicht gefielen, die ich ihm vorstellte. Trotz dieser ganzen Vorfälle schien er mich aber dennoch soweit gemocht zu haben, daß er mich nicht enterbte, was mir damals nur recht kam. Denn mit dem Barvermögen, das er mir hinterließ, konnte ich meine Schulden begleichen und mich fortan geschäftlich frei und mit erträglichem Erfolg bewegen. Jedoch verband sich mit dem Erbe noch eine kleine Besonderheit. Und das war ein Sanierungsobjekt, eine Art Landsitz oder besser, ohne zu übertreiben: ein Schloß.

Mir schmeichelte die Vorstellung, von einem mittellosen Schriftsteller zum verarmten Landherren zu entarten, nicht sonderlich. Auch nicht, daß das Schloß eigentlich mehr eine Ruine und damit kaum bewohnbar war. Wie und wann mein Vater an dieses Anwesen gekommen war, weiß ich nicht. Vielleicht hat er es einmal von der Treuhand für eine Mark bekommen, so sah es jedenfalls aus; aber ehrlich gesagt: das wollte ich auch gar nicht wissen. Ich mußte mich allerdings mit diesem halbverfallenen Objekt einlassen, denn das war die Bedingung, die ich zu erfüllen hatte, wollte ich über das Bargeld frei verfügen. Überdies durfte ich den Landsitz nicht veräußern; hingegen hätte ich ohnehin keine Käufer dafür gefunden, nicht einmal jetzt gelänge mir das (das Objekt vollständig zu beheizen, führte zur völligen Verarmung innerhalb eines Winters, so etwas will niemand). Daneben blieb mir seiner Zeit auch nichts anderes übrig, als mich des Landsitzes anzunehmen, denn ich konnte in meiner Stadtwohnung aus einer ungünstigen Verkettung von Dingen und Motiven nicht mehr bleiben. So faßte ich den kühnen Entschluß, in diese Ruine zu ziehen. Das war auch allemal besser als das ständige Zahlen des monatlichen Mietzinses, und wer erbt als bürgerlicher Vollversager schon ein Schloß? Alleine der Vorgang war nicht minder kurios als meine Entscheidung, dort wohnen zu wollen. Hätte ich jedoch damals gewußt, auf welches Wagnis ich mich mit meinem verwegenen, von Abenteuerlust zeugenden Entschluß einließ, hätte ich meine Entscheidung sicherlich doch etwas genauer überdacht.

2 Die Fahrt zu meinem neuen Heim verlief ohne nennenswerte Besonderheiten, wenn man einmal die Hitze außer acht läßt, die an diesem Tag herrschte.

Es war etwa gegen Ende August und obwohl der Sommer wie gewöhnlich verregnet war, bescherte der ausgehende letzte Monat der warmen Jahreszeit noch einmal wahre Hundstage. Pausen konnte ich nicht machen, draußen war es noch heißer als im Wagen, in dem ich wenigstens die Fenster öffnen und den kühlenden Fahrtwind genießen konnte.

Ich brauchte etwa drei Stunden, um den kleinen Ort zu erreichen, in dessen Nähe meines Vaters Schloß liegt. Allerdings fand ich es erst einmal nicht. Also fragte ich einen Bauern, den ich auf einem der vielen Feldwege antraf (auf die ich unweigerlich kam, nachdem ich die Straße erst einmal verlassen hatte), und nach weiteren zwei Stunden sah ich die Dächer meines Anwesens endlich aus dem üppigen Grün emporragen, das die Gegend, in der ich fortan leben sollte, im wesentlichen ausmachte. Ich fuhr mit dem Auto so weit als möglich an das Gebäude heran, bis mich das dichte Gestrüpp, das es umwucherte, an einer Weiterfahrt hinderte. Den Rest der Strecke, das waren etwa noch hundert Meter, legte ich zu Fuß zurück.

Das Schloß war größer als ich zunächst gedacht hatte. Es bestand aus einem breiten Mittelgebäude mit Türmen an der Ost- und Westseite, die das Dach des Mittelbaus um etwa sechs, sieben Meter überragten. Als ich schließlich direkt vor dem wuchtigen Denkmal stand, stellte sich fest, daß es in seiner Tiefe, also der Nord-Süd-Achse recht schmal war und keinen Innenhof besaß; dafür allerdings einen großen Garten, der sich vom Westflügel, den ich zu meiner Linken sah, fast bis an die gut fünfhundert Meter entfernten Felder erstreckte, die ebenfalls zu meinem Anwesen gehörten. Diese waren allerdings, das erfuhr ich vom Anwalt meines Vaters, an die ansässigen Bauer verpachtet worden. (Ich fand das praktikabel, konnte ich die Flächen doch selbst ohnehin nicht bewirtschaften und mich außerdem über regelmäßige, wenn auch magere Einnahmen freuen. Überdies sicherten mir die großzügigen Pachtverträge und meine nette Art freundliche Nachbarn und jedes Jahr frische Kartoffeln.) Direkt vor dem Ostflügel begann ein kleines Wäldchen mit alten, riesigen Kastanien, deren dichtes Laubwerk bis an die ersten Fenster der Türme reichte. Der Garten wurde durch einen schmalen Weg von dem Wäldchen getrennt, der aber kaum zu betreten war, denn hier wie überall auf dem Grundstück wucherte allerhand Unkraut. Es schien, als könnte man diesen verwunschenen Ort nur ein einziges Mal betreten, dann aber nie mehr einen Weg zurück finden: Die niedergetretenen Pflanzen richteten sich wieder auf, schlugen aufs neue aus und versperrten jeden denkbaren Ausweg. Vielleicht bin ich auch deshalb immer noch hier.

Ich ließ diesen Anblick eine Weile auf mich wirken, bis mich die Grillen, die in den Büschen und dem dichten Pflanzwerk ihre monotonen Lieder zirpten, die Schlieren der heißen Sommerluft und der krautige Geruch, der durch die Hitze von den Brennesseln und all dem anderen Gesträuch aufstieg, schläfrig machten. So faßte ich mich und setzte meinen Weg fort, das Innere des Gebäudes zu erkunden.

3 Meine Erkundungsreise durch das Gebäudeinnere bestand aus einem Schreck nach dem anderen: Stromleitungen schienen zwar verlegt; doch Elektrizität war nicht vorhanden. Ich wollte die elektrische Anlage auch lieber nicht in Betrieb nehmen oder ihrer Untätigkeit auf den Grund gehen. Dazu verstand ich zu wenig davon und das Risiko, daß mein Heim gleich bei meiner Ankunft einem Brand zum Opfer fiel, wollte ich nicht eingehen. Wie mit der Elektrizität verhielt es sich auch mit dem Trinkwasser. Fließend Wasser gab es nämlich nicht. Damit setzte ich als wichtigsten Punkt auf meine Liste unbedingt zu erledigender Dinge, eine Wasserquelle zu erschließen, vielleicht einen Brunnen, den gab es hier sicherlich. Ich verschob das allerdings auf später und ärgerte mich zunächst über die Bauqualität des Gebäudes. Meine Vorahnungen, daß dieses Objekt das faule Ei in meiner Erbschaft war, fand ich voll und ganz bestätigt. Die Substanz des Bauwerks war freilich solide und gut erhalten; doch die Fensterscheiben waren größtenteils zerbrochen, in den Wänden fanden sich Risse, zahlreiche Balken waren durchgebrochen und bevor sich eine häßliche Perle nach der anderen in die Kette schlechter Nachrichten reiht, beende ich die Aufzählung derartiger Dinge an dieser Stelle.

Die dichten Staubdecken, die von vielen Jahrzehnten des Moderns zeugten, in denen die Räumlichkeiten nicht bewohnt waren, und all der andere Unrat, der überall verteilt war, ließen die Erkundung jedes weiteren Raumes des Schlosses zu einem kleinen Abenteuer werden. Der Sinn dieser Abenteuer bestand für mich darin, zumindest einen Raum zu finden, in dem ich die Nacht verbringen konnte, ohne von Spinnen und anderem Getier im Schlaf überrascht zu werden, was alles andere als angenehm ist, wie man sicher sicher vorstellen kann.

Ich durchsuchte das ganze Mittelgebäude, fand jedoch keinen bewohnbaren Raum. Da es bereits spät nach Mittag war und auf den Abend zuing, entschied ich mich noch, den Westflügel zu durchsuchen. Die Suche hier gestaltete sich jedoch zunächst als genauso enttäuschend; und gerade als ich aufgeben und mich mit einem der Räume im Mittelgebäude zufrieden geben wollte, um nach Trinkwasser zu suchen, denn ich hatte schrecklichen Durst, stieß ich am Ende eines Ganges auf eine Tür, die meine Aufmerksamkeit erregte.

Diese Tür war mit mehreren Brettern verschlagen. Wer immer diese Arbeit auch vollbracht hatte, mußte sehr in Eile gewesen sein, denn die Bretter waren nicht sehr sauberlich an der Tür angebracht, die meisten der Nägel krummgeschlagen, und alles in allem zeugte der Verhau nicht gerade von großem handwerklichen Geschick.

Ich fragte mich, warum irgend ein handwerklich ungeschickter Mensch den Zugang zu dem hinter dieser Tür, was immer das auch war, verhindern oder zumindest erschweren wollte. Also suchte ich mir etwas Eisernes, das ich als Hebel verwenden konnte, um die Bretter zu entfernen. Der Hebel

fand sich schnell; die Arbeit damit war nicht schwer. Allerdings fand ich die Tür auch noch verschlossen vor und da ich über keinen Schlüssel verfügte, brach ich das Schloß mit meinem Hebelwerkzeug auf. Das stellte sich jedoch als weitaus schwieriger heraus als ich dachte; ich kam dabei, trotz der Kühle, welche die Schloßmauern ausstrahlten, regelrecht ins Schwitzen. Doch meine Neugierde herauszufinden, was sich hinter der mysteriösen Tür verbergen würde, was einfach zu groß als mit der Arbeit aufzuhören. Und mit so in sich verbissener Stetigkeit ausgestattet, gab schließlich auch das schwere Schloß nach. Die Tür brach einen Spalt weit auf, jedoch nicht weit genug, als daß ich in den Raum hätte hineinsehen können. Eine Weile hielt ich inne und verschnaufte.

Ich wußte nicht, warum ich zögerte, die Tür ganz zu öffnen und den Raum zu betreten. In diesem Moment hatte ich doch das begehrte Objekt meiner Neugierde endlich greifbar vor mir. Aber nach wenigen Augenblicken des Ausharrens, kam ich der Ursache meines Zögerns auf den Grund: Ich hatte Angst!

Ich faßte mich. Viele andere lassen ihre Neugierde in einem solchen Moment an sich vorbeistreichen, ergeben sich dem Zweifel, egal wieviel Mühen sie aufgebracht haben, die Quelle ihrer Wissbegierde zu erschließen. Manche wenden sich schließlich doch ab und lassen nicht zu, daß die Neugierde zur Begierde wird, die sie mitreißt und willenlos in etwas hinabgleiten läßt – was immer das auch ist. Diese Reaktion ist nicht dumm. Immer nachdenken! Immer nachdenken! Geduldig nachdenken! Aber im Taumel eines jugendlichen Brausekopfes fand ich es wert, den Grund meines Verlangens zu erfahren, das kennenzulernen, was sich hinter dieser Tür verbarg. Ich befand ihn als wertvoll. Abwenden konnte ich mich später schließlich immer noch. So überwand ich meine Angst; ergab mich meiner Begierde; willigte in ihr fast müheloses Treiben ein: und öffnete die Tür ganz.

Ich kann jetzt noch nicht, nach über zehn Jahren, mein Erstaunen schildern, das mich in diesem Moment ergriff. Es war einfach überwältigend, völlig überraschend! Aber ich berichte lieber, was ich sah, so daß jeder seine eigene Verwunderung ob dieses Berichtes ergründen kann.

Der Raum, in den ich blickte, war nicht sehr groß, maß vielleicht gerade drei mal vier Meter. Die Stube besaß ein Fenster, das nach Südwesten wies und von dem aus man einen hübschen Ausblick auf den verwilderten Garten vor dem Schloß hatte, von dem ich bereits berichtete. Der Tür gegenüber stand ein altes Himmelbett, das jedoch keinen Himmel mehr besaß, der Stoff mußte vor Unzeiten entfernt worden sein. Links neben dem Bett fand ich einen Nachttisch mit einem kleinen Kerzenleuchter vor, in dem eine etwa zur Hälfte abgebrannte Kerze steckte; und als ich hinter die Tür blickte, die beim Öffnen nach rechts in den Raum geschwungen war, sah ich eine schwere Truhe, in der rechten hinteren Ecke der Stube auch einen Stuhl mit wunderbaren Schnitzereien. Das Bett war mit einem Laken abgedeckt. Ich beschloß endlich, den Raum zu betreten.

Nachdem ich mich etwas genauer umgesehen und erstaunt festgestellt hatte, daß keinerlei Risse in den Wänden oder Decke, ferner alle Balken gut erhalten waren, entfernte ich das Laken vom Bett und fand die Bettwäsche darunter benutzbar vor. Sie roch etwas muffig, aber fürs erste sollte es reichen. Was mich wirklich in Erstaunen versetzte, war, daß dieser Raum so sauber und gar nicht verfallen war wie alle anderen, die ich zuvor begutachtet hatte. Die kleine Kammer schien wie ein Juwel in diesem Schloß, das mehr oder weniger einer Ruine glich. Noch verwunderlicher als der rein bauliche Zustand aber war vielmehr, daß die Stube absolut sauber war! Ich wischte mit der Kuppe des Zeigefingers über den Nachttisch, um mich zu vergewissern: Nicht eine Spur hinterließ ich dabei! Auch die Fensterscheiben waren makellos sauber, die Dielen glänzten wie neu gebohnert. Es schien so, als sei dieser Raum täglich gereinigt worden. Diese Vorstellung war und ist absurd; aber es schien so. Wie dem auch gewesen sein mochte, hier, so entschied ich, sollte ich die erste Nacht verbringen und sicherlich auch alle folgenden Nächte, einfach weil die Kammer der einzig bewohnbare Ort innerhalb der alten Mauern zu sein schien. Außerdem hatte ich das Zimmer sofort liebgewonnen, alleine schon wegen der angenehmen Lage nach Südwesten und des Ausblicks auf den katastrophalen Garten, der mich durch sein grünes Chaos faszinierte und mehr und mehr in seinen Bann zog. Da es langsam Abend wurde, stand die Sonne schon recht tief am Horizont, das Licht trug bereits einen orangeroten Hauch in sich, und ich war gespannt auf die Atmosphäre, die in meinem Stübchen herrschen würde, verschwände der grelle Tagstern erst jenseits des Horizontes im Schoße der Dunkelheit.

Weil die Suche nach einem Nachtlager zunächst geklärt zu sein schien, nahm ich mir vor, nach einer Wasserquelle zu suchen, öffnete noch das Fenster meiner Kammer, um zu lüften und begab mich wieder nach unten vor das Gebäude.

4 Das Stöbern nach einem Brunnen verlief erfolglos. Aber als ich mich schließlich doch durch das Grün des verwunschenen Gartens hatte kämpfen können, entdeckte ich stattdessen eine alte Pumpe. Sie war funktionstüchtig und nachdem ich einige Male den alten Hebel unter nicht geringen Mühen betätigt hatte, erhielt ich Wasser. Es war zunächst etwas verdreht und rostbraun; doch nach etwa fünfminütigem Pumpen floß es klar und eiskalt aus dem Hahn. Ich fand das Wasser außerordentlich frisch und genießbar. Es schmeckte deutlich nach Eisen, doch war ansonsten ohne weiteres zu trinken. Ich hielt meinen Kopf unter die Pumpe und erfrischte mich etwas; anschließend begab ich mich wieder zu meinem Wagen, um meine Koffer, einige Lebensmittel und andere Dinge des täglichen Bedarfs zu holen, die ich in weiser Voraussicht mitgenommen hatte. Die Energie, in einen der nächsten Orte zu fahren, um etwas einzukaufen, konnte ich nicht mehr aufbringen, das

mochte ich an einem anderen Tag erledigen. Also schaffte ich meine Sachen allesamt in meine Stube und richtete mich dort so weit als möglich ein.

Die Zeit verflog sehr schnell, ich bemerkte gar nicht, wie sie verstrich. Irgendwie begann ich, dieses Anwesen zu mögen, und ich nahm an, daß ich mich hier sehr schnell einleben würde. Auf alle Fälle konnte ich hier völlig ungestört arbeiten. Zwar mißfiel mir die Einsamkeit etwas; doch ich verdrängte die Befürchtung, mich mit ihr abzulagen, recht schnell wieder, denn ich wurde durch die idyllische Lage des Schlosses, die Natur und meine kleine Kammer doch außerordentlich verwöhnt, mehr als in all den Jahren zuvor. Ich würde es hier sicherlich lange aushalten können, ehe mich das Alleinsein wirklich zu quälen beginnen könnte.

Als ich mit dem groben Einrichten meines Stübchens fertig wurde, war es schon fast zehn Uhr abends. Die Sonne war bereits untergegangen. Eine granatrote Stimmung schien durch das geöffnete Fenster und überzog alle Gegenstände in meinem Raum mit einem merkwürdigen Schimmer, so daß alles irgendwie zu glühen schien. Ich begab mich zu dem kleinen Fenster, stützte mich auf dem steinernen Gesimse ab und blickte hinaus.

Der Himmel über dem Westhorizont brannte. Einige Wolkenschwaden flammten bedrohlich durch das Abendrot, das die ganze Welt beinahe magisch verändert hatte. Die Grillen zirpten ruhiger und auf seltsame Weise erschien mir der spätsommerliche Geruch, der vom Garten bis zu meinem Turmfenster stieg, viel intensiver als am Mittag. Zudem wehte ein kühler, sachter Wind über das Land und brachte den Duft der nahen Weizenfelder und blühenden Sommerwiesen mit. Hoch am Himmel, der das Schloß wie eine gewaltige blauschwarze Kugel überspannte, sah ich schon die hellsten Sterne des Sommerhimmels: Wega in der Leier, Deneb im Schwan; mehr im Süden erkannte ich Atair im Adler. Als ich dieses Sommerdreieck entdeckte, fühlte ich mich sofort geborgen und zu Hause. Wo ich die Sterne erblicke, da bin ich nicht allein. Und in der Tat begleiteten sie mich stets am treuesten, wohin ich auch gegangen bin. Ich brauchte nachts nur zum Himmel zu blicken und fand diese kleinen Juwelen der praktischen Ewigkeit stets am gleichen Ort: wie alte, gute Freunde. Es war sehr beruhigend zu wissen, daß es etwas gibt, das einen nie verläßt. Daher fühlte ich mich nie heimatlos, wenn ich meine Heimat in den Himmeln wußte; und daher hatte ich auch keine Angst vor dem Tod, zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt: Ich liebte die Sterne viel zu sehr, als daß ich mich jemals vor der absoluten Dunkelheiten hätte fürchten können – einfach weil es im Universum keine absolute Dunkelheit gibt. Und mit dieser Sicherheit wandte ich mich von dem abendlichen Anblick ab, legte mich auf mein Bett; verschränkte die Arme hinter dem Kopf und schloß die Augen. Für eine Weile hörte ich noch die Grillen zirpen, draußen unter dem Fenster im dunkelnden Grün; bis ich in einen tiefen Schlummer sank, in dem ich mein Bewußtsein völlig verlor.

5 In der Nacht, es muß so gegen zwei oder drei Uhr gewesen sein, wurde ich durch ein merkwürdiges Geräusch aus dem Schlaf geschreckt. Draußen hatte es etwas aufgefrischt. Es war recht kühl geworden, und der zum Teil aufbrausende Wind verspielte sich in dem hohen Geäst der Kastanien, die nahe des Ostflügels in dem kleinen Wäldchen standen, von dem ich berichtete. Ich konnte das Geräusch zunächst nicht genau einordnen, und ein Rest von Schlaf, der mir noch in Geist und Gliedern steckte, hinderte mich daran, näher über das Gehörte nachzudenken. Ich meinte zunächst, es sei das Kratzen der Zweige einiger der vielen Gebüsche an der Schloßwand oder das Knarren der alten Äste in dem kleinen Wäldchen, die den lauen Windböen von Zeit zu Zeit nachzugeben schienen. Vielleicht war es auch der Fetzen eines Traumes, den mein erst kurzes Wachen noch nicht ganz aus dem Bewußtsein vertrieben hatte. Man wacht ja häufig in der Nacht kurz auf, besonders nach einem Traum, erlangt in nur sehr oberflächlicher Weise sein Bewußtsein zurück und fällt alsdann bald erneut in einen tiefen Schlaf. Also wollte ich es auf sich beruhen lassen, drehte mich auf die andere Seite und schloß die Augen, um wieder einzuschlafen. Aber nur einen Augenblick später vernahm ich das seltsame Geräusch wieder. Ich war mir sicher, ich schlief nicht mehr. Also konnte das Geräusch nicht einem Traum entsprungen und dessen Ursprung mußte irgendwo außerhalb meiner Phantasie, irgendwo in der Umgegend zu finden sein. Vielleicht sogar in meiner Stube? Ich hielt die Augen geschlossen, um mich völlig auf alle hörbaren Reize konzentrieren zu können, kamen sie nun von außerhalb oder innerhalb meiner Kammer.

Als das Geräusch abermals zu vernehmen war, meinte ich, es wäre einen Stöhnen oder ein Ächzen. Außerdem hatte ich den Eindruck, als wäre es lauter geworden, so als hätte sich mir die Quelle des Geräusches genähert. Ich wartete. Zu sagen, wie lange ich dort regungslos wach auf meinem Bett lag und darauf gespannt harrte, daß das Stöhnen erneut vernehmbar würde, vermag ich nicht mehr. Und weil ich nichts mehr hörte, wurde ich rasch wieder schläfrig und merkte, wie sich mein Bewußtsein langsam wieder im Schlaf verlor.

Doch plötzlich, gerade als ich meinte einzuschlafen, durchfuhr es mir Mark und Bein: Das einstmals so unscheinbare Geräusch war auf einmal ganz klar und deutlich zu hören! Es war ein leiderfülltes Stöhnen, und ich war mir zudem sicher, daß jenes Etwas, das dieses Stöhnen von sich gab, mit mir in meiner kleinen Schloßstube war!

Ich traute mich nicht, meine Augen zu öffnen. Konnte ich schließlich wissen, was mich erwartete, wenn ich sie aufschlug? Wer wußte, was sich in der Dunkelheit dieses seltsamen Zimmers verbarg? Doch ich faßte mir ein Herz, riß die Lider mit einem Male auf und sprang von meinem Bett. Und gerade als ich verstört und aufgeregt durch die Düsternis meiner in der Nacht liegenden Stube blickte, brach das Klagen mit einem Schlage ab! Es hatte ein ungewöhnliches Echo, das langsam in den dicken Schloßmauern verhallte, so

als würde sich die Quelle des Geräusches rasch von mir entfernen und durch die dunklen Gänge des Schlosses eilen, die mir selbst noch nicht bekannt waren.

Schweiß perlte mir auf der Stirn. Ich fröstelte. Mir wurde kalt. Doch es war nichts weiter zu vernehmen außer dem Rauschen des Windes im Blattwerk der Bäume. Ich wachte doch! Ich wußte, daß ich nicht schlief! Konnte ich mir das alles also nur eingebildet haben? Verstört legte ich mich nieder und versuchte einzuschlafen; aber lange lag ich noch wach. Erst als der Morgen graute, war ich letztlich so müde, daß ich meine unterbrochene Nachtruhe fortsetzen konnte.

6 Am nächsten Tag stand ich recht spät auf, es muß etwa Mittag gewesen sein. Von der Kühle der Nacht war nichts mehr zu spüren. Der Himmel war wieder azurblau, und die Sonne brannte mit aller Macht auf das dornige Gestrüpp meines verwilderten Gartens und das Laubwerk der Kastanien. In meiner Stube lag ein süßer, schwerer Sommerduft, der vom Garten und den nahen Feldern in sie eindrang. Ich entkleidete mich, unterzog mich einer eiskalten Morgentoilette an der alten Wasserpumpe und zog mir frische Kleider an.

Da ich keine Lebensmittel im Haus hatte außer einigen belegten Broten, die ich mir für die Reise von der Stadt zu meinem neuen – im weitesten Sinne des Wortes neuen – Landsitz mitgenommen hatte, entschied ich, mit dem Auto in den nächsten Ort zu fahren, um dort einige Einkäufe zu tätigen – sofern ich den nächsten Ort überhaupt finden würde in all dem Grün, in dieser Hölle von Grün. Zur Not aber hätte ich ja fragen können, um mich in der mir noch unbekanntem Gegend zurechtzufinden (wenngleich ich gerade das vermeiden wollte, weil ich nicht gleich als der schräge Vogel aufzufallen gedachte, der jetzt ganz weit draußen ein halbverfallenes Bauwerk bewohnt). Also setzte ich mich in meinen Wagen und fuhr los.

Während der ganzen Fahrt dachte ich über die Geschehnisse der letzten Nacht nach. Wenn ich mir das Schloß noch einmal genauer betrachtete, so schien es, als habe man alles stehen und liegen lassen, um in voller Eile von dort zu fliehen. Mich verwunderte das auch nicht sonderlich. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß es jemand rasch mit der Angst zu tun bekommen kann, wenn er in diesem Schloß lebt, und ich machte da eigentlich keine Ausnahme. Was soll man schließlich davon halten, wenn man nachts durch ein klagendes Stöhnen, ein weder beruhigendes, noch schönes Geräusch, aus dem Schlaf emporschreckt? Wenngleich ich ebenfalls froh war, daß die Sonne schien und die Nacht noch ein Weilchen auf sich warten lassen würde, maß ich diesem Geräusch letztlich doch keinen so hohen Stellenwert bei, als daß ich einen Anlaß dazu gefunden hätte, mein Anwesen in einem Ansturm der Panik zu verlassen. Um mein Leben mußte ich ja nun wirklich nicht ringen, nur um meine Nachtruhe; und sollte es in der Turmstube, die ich bewohnte,

nicht ganz geheuer sein, so konnte ich ja immer noch in ein anderes Gemach umziehen. Ich fand meine Beruhigungen vor allem auch deswegen bestätigt, weil ich das Geschehene im Nachhinein kaum mehr als real bezeichnete. Wie ein Traum schien alles zu verblassen, erhebliche Bedenken der Wirklichkeit des Vernommen wegen kamen in mir auf, und ich tat alles, was ich in der letzten Nacht erlebt hatte, als ein trügerisches Ereignis ab, das mir in der Welt zwischen Schlaf und Wachsein widerfahren war; als einen Streich, den mir mein im Dämmerzustand zwischen den Welten umhertreibendes Bewußtsein gespielt hatte.

7 Etwa gegen Ende des Nachmittags hatte ich wieder zu meinem Schloß zurückgefunden, räumte die eingekauften Lebensmittel allesamt in die einstige Küche, die mehr verfallen als benutzbar war, und machte mich schließlich daran, den Weg von den unteren Räumen des Schlosses bis zu meiner kleinen Stube etwas aufzuräumen. Ich tat das in weiser Voraussicht und aus Umständen der Vorsicht heraus: Sollte ich vielleicht doch einmal meine Kammer vor Schreck zu nächtlicher Stunde sprunghaft verlassen müssen, um in einen der anderen Räume oder gar in den Schloßgarten zu flüchten, wollte ich nicht über Gerümpel und dergleichen stürzen, wobei ich mir am Ende noch den Hals gebrochen hätte. Außerdem dachte ich im Hinterkopf schon an Gäste, vielleicht sogar an eine junge Dame, die man – unter gewissen Umständen natürlich nur – auch einmal in die kleine Stube begleiten könnte, wo sie dann in ihrer Eigenschaft als Gast – selbstverständlich allein – die Nacht verbringt. Da dürfte kein Unrat im Wege liegen, das würde einen schlechten Eindruck machen. Die Baufälligkeit und allgemeine Unordnung könnte ich ja noch durch sich im Gange befindliche Sanierungsarbeiten entschuldigen; und eine Baustelle birgt selbst für die großen Kinder, die wir Erwachsenen ja nun einmal sind, so manches interessante Geheimnis in sich, womit ein entsprechendes Rendezvous tatsächlich zu einem Abenteuer werden könnte (immerhin hätte man Obacht geben müssen, nicht im Liebestaumel gegen den falschen Balken zu stoßen, womit man die Decke zum Einsturz gebracht hätte). Aber Sperrmüll hat auch auf einer Baustelle nichts zu suchen. Also räumte ich auf und wünschte mir ein derartiges Abenteuer, allem voran eine junge Frau in dessen Mittelpunkt. Wie sich später herausstellte, hätte ich gerade das lieber nicht tun sollen. Manchmal nämlich gehen Wünsche auch in Erfüllung. . . –

Mit diesen Aufräumarbeiten verbrachte ich den gesamten Rest des Tages. Ich wollte nach Beendigung meiner Tätigkeiten allerdings nicht noch das Abenteuer auf mich nehmen, den alten Holzofen in der Küche in Betrieb zu nehmen, um mir ein Abendessen zu bereiten. Also entschied ich, mein Essen draußen im Garten zu kochen, entfachte dazu ein kleines Lagerfeuer und bereitete darauf eine große Pfanne mit Bratkartoffeln, angebräuntem Schinken und Ei zu. Dieses Abendmahl nahm ich und begab mich in den

Saal nahe der Küche wieder in mein Schloß, um dort in Ruhe zu dinieren. Für das notwendige Licht – die Sonne ging gerade unter, wodurch die Räume wieder im blauroten Lichtdunst des Sommerabends lagen – sorgten Kerzen, die ich gleich in größerer Stückzahl eingekauft, auf die alten Leuchter, die überall standen, aufgesteckt und entzündet hatte.

Alles in allem war meine Schloßruine somit nicht nur sehr abenteuerlich, sondern auch sehr gemütlich. Hätte man jetzt noch den alten Kamin entfachen können – dann wäre die Atmosphäre wirklich perfekt gewesen. Manchmal, so überlegte ich, bedarf es gar nicht moderner Technik, nicht einmal elektrisches Licht brauchte man unbedingt, um einen gemütlichen Abend zu erleben. Mir gefiel das Ganze und wenn ich ehrlich bin, so begann ich, mich langsam aber sicher wohlzufühlen und in meinem Schloß einzuleben. Mich an eine neue Wohnstatt zu gewöhnen, bereitete mir noch nie Probleme, betrachtete ich deren Lage nur als gut genug und verliebte ich mich nur schnell genug in sie. Und all das traf auf mein Schloß zu. Ich war also zufrieden. Nur als ich nach meinem reichhaltigen Essen ein Glas Wein trank, vermißte ich die Gesellschaft eines anderen Menschen, vielleicht die Dame aus meinem Traum, den ich während der Aufräumarbeiten geträumt hatte. Ich hätte mich mit ihr gewiß gut unterhalten und einen gemütlichen Abend verbringen können. Und sicher hätte mir damit der Wein besser gemundet, was auch für den Genuß des Tabaks galt, den ich nach dem Essen rauchte. Für nichts weiter aber wünschte ich mir weibliche Gesellschaft, hauptsächlich wegen der Ereignisse meiner jüngsten Vergangenheit.

Den verbleibenden Abend wollte ich noch etwas nutzen. So sah ich mich in den unteren Räumlichkeiten etwas genauer um als am Tage meiner Ankunft und fand eine alte Bibliothek, die zu meinem Erfreuen nicht geplündert, sondern voller Bücher war. (Wer wollte heutzutage auch schon Bücher stehlen?) Wer immer dieses Schloß also auch aufgegeben haben mochte: Zum Glück ließ er auch all seine Bücher dabei zurück! Ein weiterer glücklicher Umstand war, daß die Fensterscheiben der Bibliothek gänzlich unversehrt waren. Der Raum war also nicht feucht, und somit hatten auch die Bücher, die sicher viele Jahrzehnte nur dort standen, nicht aufgeschlagen, entstaubt oder anderweitig gepflegt worden waren, keinerlei Schaden genommen, waren nicht verschimmelt oder verdorben, nur sehr verstaubt. Aber das störte mich nicht, im Gegenteil: Irgendwie muß auf Büchern Staub liegen. Das macht es um so spannender, wenn man sie nach längerer Zeit des Nichtbeachtens wieder einmal aufschlägt, um sie zu lesen.

Außerdem erfreute ich mich neben des großen Buchbestandes in dieser Bibliothek auch der Tatsache, daß sich sehr viele alte Bände darin fanden, zum Teil noch vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Nach einigem Stöbern durch die Regale fand ich sogar ein noch älteres Werk, das aus dem Jahr 1785 stammte. Es war nichts Besonderes, nur eine Chronik, die in Latein abgefaßt war. Meine Lateinkenntnisse waren und sind sicherlich nicht die besten; aber mit dem wenigen Latein, das sich durch die Strenge meiner ein-

stigen Lateinlehrerin tief in meinem Geist vergraben hatte und von dort auch einfach nicht mehr zu vertreiben war, fühlte ich mich zumindest imstande, die Überschriften der einzelnen Kapitel ohne Schwierigkeiten zu übersetzen. Und als ich gar den eigentlichen Text überflog, fand ich ihn recht einfach zu lesen. So bekam ich schon einmal heraus, daß diese Chronik tatsächlich vom ehemaligen Besitzer des Schlosses selbst verfaßt worden war. Den Namen konnte ich leider nicht entziffern; gerade an dieser Stelle hatte der Tintenfraß eingesetzt, und der Gilb der vergangenen Dekaden hatte dem Papier so zugesetzt, daß die Titelseite fast gänzlich zerfallen war. Aber ansonsten war es außerordentlich gut erhalten, und ich war mir sicher, in diesem Buch noch eine interessante Lektüre zu finden, denn es beinhaltete eine Darstellung der Schloßgeschichte von 1735 bis ins Jahr 1783. Die Chronik wurde im übrigen fortgeführt: Ich fand noch zwei weitere Bände anderer Verfasser, welche die Jahre 1784 bis 1825 und 1826 bis 1833 umfaßten. Dann brach die Chronik unvermittelt ab. Ein sehr interessanter Punkt bestand darin, daß der letzte Band zwar ungefähr genauso dick war wie die beiden anderen; allerdings war 1833 das letzte beschriebene Jahr, und die restlichen Seiten des Buches waren leer. Wer immer den Text dieses Teils der Chronik auch verfaßt hatte, konnte nicht mehr dazu gekommen sein, das Werk zu vollenden. Unwahrscheinlich daß er dazu keine Lust mehr hatte, denn selbst in einem solchen Falle bricht man nicht mitten im Satz seine Arbeit ab. Was außerdem mein besonderes Interesse erweckte, waren die Handschriften. Während sich die Handschriften in den beiden früheren Bänden beinahe glichen, hob sich die dritte geradezu von den anderen ab. Es handelte sich offensichtlich nicht um eine Standardschrift, wie sie ja weit verbreitet gewesen war. Vielmehr fand ich in ihr die persönliche Note des Verfassers. Und als ich mir die Schrift genauer betrachtete, war ich mir ziemlich sicher, daß eine Frau den Text verfaßt hatte. Leider fand ich in diesem Buch keinerlei Titelseiten, auch auf dem Einband war keine Prägung zu finden. Die Seiten waren nicht nummeriert, wie zu dieser Zeit bereits üblich, und alles in allem schien es, als habe man die Seiten, die bereits vollständig waren, der Ordnung halber binden lassen, ohne sich dabei aber den Umstand zu machen, für eine Titelei zu sorgen. Der einzige Beweis, daß es sich tatsächlich um den dritten Band der Chronik handelte, bestand vorerst darin, daß er mit der Jahreszählung dort fortsetzte, wo der zweite Band aufhörte.

Die Lektüre dieses letzten Bandes würde sich allerdings nicht einfacher gestalten als die der beiden lateinischen Texte zuvor, denn der Text war in Deutsch geschrieben. Die Transkriptionsarbeit würde vielleicht nicht sonderlich schwer sein, zumindest vermutete ich das, denn das Deutsch des mittleren 19. Jahrhunderts war recht einfach zu lesen (was definitiv nicht für sehr viel ältere, etwa gar mittelalterliche Quellen gilt, bei denen man froh sein kann, wenn man es mit Latein zu tun hat). Was mich aber ein wenig verdrießlich stimmte, war die Handschrift der Verfasserin, die, wenn auch alles in allem sehr schön und gleichmäßig, für mich zumindest so gut wie nicht zu

lesen war. Nur einige Worte konnte ich ohne große Schwierigkeiten entziffern, was jedoch sicherlich nicht für eine Lektüre des gesamten Textes, nicht einmal eines unwesentlichen Teils reichte. Aber wenn man sich hier erst einmal eingelese hätte, wäre es sicher nicht unmöglich, den Text zu transkribieren. An diesem Abend aber faßte ich es nicht einmal mehr ins Auge, zumindest einige Passagen durchzunehmen. Als systematisches Vorgehen hätte ich das nicht bezeichnen können, und dies ist bei einer derartigen Arbeit mehr angebracht als alles andere. Faszination hin oder her, ich war auch ganz einfach zu müde, mich näher mit meinem kostbaren Fund zu befassen, der eigentlich eher in ein Archiv gehörte als in einer alten Schloßbibliothek vor sich hinzugammeln. Dennoch gehörten diese Bücher zu meinem Besitz, und ich spielte nicht mit dem Gedanken, sie wegzugeben. Irgendwann einmal, das nahm ich mir vor, würde ich mich schon mit der Geschichte meines Schlosses befassen, und mich sollte der Teufel holen, sollte sich in den alten Chroniken nicht der Stoff für interessante Geschichten finden lassen. Diese Bücher einer näheren Betrachtung zu unterziehen, war also sicher sehr interessant. Aber wie gesagt: nicht mehr an jenem Abend. Dazu war er einfach schon zu fortgeschritten. Also zog ich mich, nachdem ich die Kerzen im Saal löschte, in meine Kammer zurück, mich dort zu Bett zu legen, mich zu erholen und am folgenden Tag mit der Erkundungsreise durch mein Schloß fortzufahren.

Das Einschlafen bereitete mir keinerlei Probleme. Durch den mit Regsamkeit angefüllten Tag und die drei Gläser Wein, die ich getrunken hatte, ohne mich dabei unterhalten zu können, was mich vom Überfall einer schläfrigen Mattigkeit abgehalten hätte, fiel ich rasch in einen tiefen Schlaf.

8 In dieser Nacht erwachte ich verstört aus einem seltsamen, sehr skurrilen Traum, an den ich mich glücklicherweise nicht mehr erinnern kann. Ich hatte mein Zeitbewußtsein gänzlich verloren. Ich lag nur dort, die Augen geöffnet, und starrte an die Decke meines Zimmers. Und wie ich da so lag, kam mir das merkwürdige Klagen in den Sinn, das ich letzte Nacht gehört hatte. Ich warf noch einen Blick auf meine Armbanduhr und sah, daß es kurz vor zwei war. Dann schloß ich meine Augen und versuchte, wieder einzuschlafen.

Draußen frischte es auf. In die Stube drang ein kühler Nachtwind. Weil ich zu frieren begann, zog ich die Decke etwas höher; allerdings brachte mir dies nicht die erhoffte Wirkung. Zudem merkte ich, daß der Wind immer stärker zu werden schien, seltsamerweise aber nicht von der Seite kam, wie man es hätte annehmen müssen (denn das Fenster wies ja nach Südwesten und ich schaute nach Osten, wenn ich mich in meinem Bett aufrichtete), sondern direkt von vorn, so als stünde die Tür zu meiner Stube offen. Aber ich hatte die Tür fest verschlossen, nachdem ich die Kammer betreten hatte. Ich kniff die Augen fester zusammen, vergrub mich tiefer in meine Decke und versuchte, den Luftzug zu ignorieren, um endlich wieder einschlafen zu

können. Aber die Kälte, die ich spürte, wurde rasch unerträglich. Ich nahm schließlich an, nur deswegen wäre ich erwacht. Also stand ich mißmutig auf uns schloß das Fenster. Dann legte ich mich wieder zu Bett.

Die Kälte schwand aber nicht, im Gegenteil: Sie wurde noch intensiver! Und so sehr ich mich auch in meine Decke einwickelte, die Augen schloß und an irgend etwas dachte, das in mir warme Gefühle regen konnte: Ich fror immer mehr! Es schien, als sei etwas überaus Kaltes mit mir in diesem Raum, das jede noch so kleine Wärmemenge auf sich zog und verschluckte, so daß meine kleine Stube gänzlich auskühlte. Ich kam mir vor, als sei ich tot, läge in einem Grab; wäre jedoch wieder erwacht und spürte nun die Kälte meiner Ruhestätte.

Spätestens jetzt begann ich mich zu ärgern. Mit romantisch-naiver Autosuggestion konnte man eine vom Renovierungsstau betroffene Immobilie ohne fließend Wasser, Strom und Heizung durchaus noch tolerieren; inakzeptabel hingegen war, daß man gleich in der ersten Nacht durch merkwürdige Geräusche aus dem Schlaf geschreckt wird und in der zweiten gar nicht schlafen kann, weil es schlicht und ergreifend zu kalt wird (und das im Sommer). Ich nahm mir daher verärgert vor, am nächsten Morgen nach einem anderen Raum zu suchen, in dem es nachts zumindest ein wenig wärmer wäre.

9 Als ich am nächsten Tag erwachte, war die Kälte immer noch nicht aus meinem Raum geschwunden, so als hätte jenes kalte Etwas die ganze Nacht mit mir in meiner Stube verbracht. Nur der merkwürdige Luftzug aus Richtung Tür war fort, es zog jetzt von der Seite. Im Scherz nahm ich daher an, daß sich das kalte Etwas vielleicht neben mich gelegt oder sich auf den Stuhl an die Wand gesetzt hatte, weil es sich nach ein paar Stunden Herumgestehe vor dem Bett nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Diesen Gedanken tat ich nur mit einem Kopfschütteln ab. Später stellte sich heraus, daß meine Annahme näher an der Wirklichkeit lag als sonst ein Scherz.

Während ich meine Stube verließ und auf den Gang trat, erfaßte mich ein wundersames Staunen: weil es dort angenehm war, gar nicht kalt. Das galt auch für alle anderen Räume des Schlosses, wie sich herausstellen sollte. Selbst in denen, die nach Norden wiesen, war es längst nicht so kalt als in meinem Raum. Und jedesmal, wenn ich ihn wieder betrat, begann ich aufs neue zu frieren, so als sei das kalte Etwas noch dort drin. Die Tatsache, daß ich mir das keineswegs erklären konnte, veranlaßte mich nur noch mehr dazu, mich vor diesem Raum zu fürchten. Irgend etwas stimmte nicht mit meinem kleinen Schloßstübchen. Allein daß es verbarrikadiert und so aufgeräumt und makellos sauber war, versetzte mich jetzt, nach den Vorfällen der letzten beiden Nächte, regelrecht in Furcht.

Was nun die Temperatur betraf: In den Gang vor dem Stübchen schien die gleiche Sommersonne wie in das Zimmer selbst, es konnte demnach in meinem Raum nicht kühler sein als auf dem Gang, zumal das Fenster immer

noch geschlossen war. Es hätte sowohl in der Kammer als auch auf dem Gang annähernd gleich warm sein müssen. Ich mußte dieses Phänomen genauer untersuchen.

Obwohl ich dem Schreiben verfallen bin, lebt in mir dennoch der Wissenschaftler. Also wolle ich mit einer gewissen Systematik dem Problem auf den Zahn fühlen, was sich nur durch Messungen bewerkstelligen ließ. Also lief ich zu meinem Wagen, den ich in weiser Voraussicht ein wenig näher am Schloß geparkt hatte als das letzte Mal, und entfernte von dort das Innenthermometer, brachte es in das Schloß und maß die Temperatur sowohl auf den Gängen und in anderen Räumen des südwestlichen Teils des Gebäudes als auch in meiner Stube. Im Schnitt bestimmte ich in den sonnendurchfluteten Räumen eine Temperatur von zwanzig bis zweiundzwanzig Grad. In meiner Stube war es also nachweislich genauso warm wie in allen angrenzenden Räumen. Das stimmte aber keineswegs mit meiner Empfindung überein. Hätte ich rein gefühlsmäßig die Raumtemperatur beurteilen sollen, so hätte ich wohl durchaus gesagt, in den Gängen und den anderen Räumlichkeiten herrschten etwa zweiundzwanzig, vielleicht sogar fünfundzwanzig, aber in meiner Kammer höchstens fünf oder sieben Grad, keinesfalls mehr! Nun zeigten mir aber meine Messungen, daß dieser Temperaturunterschied einfach nicht bestimmbar war: Das Thermometer zeigte keinerlei Differenzen an.

Ich vermutete zunächst einen Defekt und unterzog mein Meßwerkzeug recht langwierigen Untersuchungen, fand jedoch keine Ursache für eine Fehlfunktion. Nein, in diesem Raum hätte exakt die gleiche Temperatur herrschen müssen, wie in allen anderen – objektiv. Nur sprach das rein subjektive Empfinden dagegen und weil ich sicherlich nicht wahnsinnig bin oder leicht der Einbildung verfallene, wußte ich, daß ich recht haben mußte. Das Thermometer aber auch. Nun wußte ich aber auch vom Satz des Widerspruchs, der unsere ganze Logik begründet: Ich war mir im klaren darüber, daß es in diesem Raum nicht zugleich kalt und warm sein konnte. Aber wenn doch weder das Thermometer, noch mein Temperaturempfinden gestört waren, was dann? Diese kalte Fleck in meinem Schloß war physikalisch nicht bestimmbar!

Den ganzen Tag versuchte ich, eine Erklärung für dieses Phänomen zu finden, das ich schnell als übersinnlich bezeichnete, mir gleichzeitig der Unsinnigkeit dieser Bezeichnung bewußt. Die reale Existenz des kalten Flecks voraussetzend, konnte ich mir einfach nicht annähernd verdeutlichen, woher diese Kälte so plötzlich kam. In der ersten Nacht, die ich in meiner Kammer zugebracht hatte, war es schließlich nicht so unangenehm kalt gewesen. Meine Vermutung, die ich rasch als Phantasiegespinnst abgetan hatte, ein kaltes Was-auch-immer sei mit mir in diesem Raum und wich nicht mehr von dort, stieg mir wieder ins Bewußtsein, und ich begann, darüber angestrengt nachzudenken. Doch ich wollte mich nicht weiter selbst so beängstigen, daß ich am Ende noch zu mir selbst hätte sagen müssen, mir graute vor mir. Und

so war ich aus verständlichen Gründen darum bemüht, an etwas anderes zu denken als an etwas nicht ganz Geheures, womit das Phänomen zunächst ein Rätsel für mich bleiben sollte. Jedoch nicht für lange.

10 Ich konnte in der kommenden Nacht kein Auge schließen. Mir gingen die vielen Erklärungsansätze, die eventuell zur Lösung meines Temperaturproblems hätten führen können, nicht mehr aus dem Kopf. Es schien allerdings völlig aussichtslos, eine Lösung für diese Merkwürdigkeit zu finden. So wälzte ich mich von der einen auf die andere Seite, legte mich auf den Bauch, auf den Rücken, sogar mit dem Kopf an das Fußende des Bettes (in der Hoffnung durch eine andere, wenn auch absurde Lage besser einschlafen zu können) und dachte an alles mögliche, das mich schläfrig werden ließ; aber wirkliche Ruhe oder gar Schlaf konnte ich nicht finden.

Davon abgesehen war es immer noch unerträglich kalt, so daß ich alleine deswegen schon kein Auge schließen konnte, hätte ich nun beständig nachgedacht oder nicht. So beschloß ich, wenn es für mich denn unmöglich bliebe zu schlafen, zumindest ein wenig zu ruhen. Ich legte mich auf den Rücken, schloß die Augen und wartete darauf, daß ich doch noch in Schlaf versinken oder die Sonne aufgehen würde, so daß der anbrechende Tag dieser Qual ein Ende setzte. Mit der Zeit regte mich dieser Zustand aber dermaßen auf – vor allem, weil wieder die unangenehme Zugluft durch das Stübchen wehte –, daß ich wütend emporfuhr und die Augen aufriß. Weit aufgerissen sollten sie bleiben!

Der ganze Raum war angefüllt von einem hellweißen Licht, das unruhig flackerte, so als hätte man etliche Magnesiumbänder entzündet, die mit hellfließenden Flammen abbrannten. Ein unangenehmer Wind wehte mir aus dem Licht entgegen und ließ mich vor Kälte zittern. Ich rieb mir die Augen, kniff mich, verzweifelte an der Frage, ob ich nicht doch schlafen würde und das alles nur träumte; aber es war vollkommen real, was ich sah:

Direkt vor meinem Bett, auf dem ich wie zu Stein erstarrt aufrecht saß, stand eine Frau – oder mehr die nebulöse Erscheinung einer Frau. Sie trug ein nachthemdähnliches Gewand aus einem leichten, dünnen Stoff, das zu Teilen schon zerfetzt war. Die feinen Stoffetzen verspielten sich wie kleine Windfähnchen mit langsamen, schlängelnden Bewegungen in dem rätselhaften Wind, der meine Kammer erfüllte; wie ihre Haare, die in der geisterhaften Luftströmung geschmeidig umhertrieben wie lange Algenfäden unter Wasser. Die Umrisse eines schlanken, ebenmäßigen Körpers schimmerten durch den dünnen Stoff ihres Nachtkleides, so wie ihre Brüste aus dem feinen Material leicht hervortraten. Ihr Gesicht war ungewöhnlich markant, von hohen Wangenknochen umrahmt und mit zarten Zügen ausgefüllt. Und so sehr ich mich auch erschreckt hatte, ich konnte mich der Faszination, die von ihrer offensichtlichen Schönheit ausging, nicht entziehen.

Freilich war ich außerstande, irgend etwas zu sagen, ich konnte mich ja

nicht einmal bewegen. Ich starrte sie nur an, diese blauweißlich leuchtende Nebelschwade; diffuses, durchsichtiges weibliches Elmsfeuer. Und dann – mit einem Male! – begann sie schauerhaft klagend zu stöhnen und riß mich damit jäh aus meiner sinnlichen Lethargie, mit der mich ihre Erscheinung berauscht hatte. Schweiß brach mir auf die Stirn, sicherlich war ich leichenblaß. Die Wogen einer heißen Aufregung brandeten an die Grenzen meines hellwachen Bewußtseins. Dann war sie wieder still. Regungslos blieb die Erscheinung. Nur die Fetzen ihres Kleides und ihre Haare bewegten sich wie schon die ganze Zeit; ich starrte entsetzt auf das imaginäre Windspiel. Plötzlich streckte sie mir ihre rechte Hand entgegen, in der sie eine seltsame Blume hielt, die ebenso weiß leuchtete wie der Rest der Gestalt. Sie sah mich leiderfüllt und zugleich liebevoll an, während sie mir die Blume reichte, und sprach:

„Nimm!– Und erlöse mich!“

Bei Gott!– Was sollte ich tun? Ich saß dort, erschauerte und konnte mein Zittern nicht unterdrücken, das von meiner Angst und Aufregung zeugte. Aber als ob eine magische Kraft mich dazu verleitete, streckte ich ihr meine Hand entgegen, nahm die seltsame Blume und regte mich dann nicht weiter. Als ich die Blume berührte, spürte ich, wie sie sich zu materialisieren schien. Dann sah ich von der Blume auf, wieder in das Gesicht der geisterhaften Erscheinung. Sie blieb ganz still.

Während ich sie anstarrte, brach etwas in mir hervor. Ich wollte wissen, wer sie war, was sie hier tat und zu suchen hatte, überhaupt: Ob ich träumte oder das alles tatsächlich erlebte. Ich wollte irgend etwas sagen, um zu erfahren, was es mit ihrem Begehren auf sich hatte. Erlösen? Wie sollte ich das denn tun? Ich fand mich in Unwissenheit ob ihrer Aufforderung, und nicht zu wissen, was nun zu tun war, versetzte mich schließlich mehr in Schrecken als es die Erscheinung selbst ohnehin schon getan hatte. Ich mußte jetzt irgend etwas sagen, es stieß in mir auf, brannte mir unter den Nägeln. Eine Frage nach der anderen kam da plötzlich, ich brauchte mir nur noch eine auszusuchen. Ich merkte schließlich, wie sich die Luft in meinem Brustkorb aufstaute, und wie mein Mund ein erstes Wort zu formulieren begann. Doch gerade als ich es aussprechen wollte, hielt sie ihren schlanken, langen Zeigefinger vor den Mund und deutete mir mit strenger Miene, daß ich schweigen sollte:

„Pschhhhhhhhhhhhhht!“ zischte sie.

Das jagte mir einen mörderischen Schreck ein und versetzte mich in absolute Ruhe, selbst das Denken fiel mir unendlich schwer. Sie stand indes einfach nur da, nahm den Finger wieder beruhigt von ihrem Mund und sah mich mit einem dankbaren Blick an, noch eine ganze Weile.–

Und dann verschwand sie.

Ihre Gestalt löste sich in tausend feinste Rauchfähnchen auf, die sich irgendwo im Nichts der Dunkelheit verloren. Der seltsame Wind, der von der geheimnisvollen Schönen ausging, war mit ihr gegangen; so wie die unange-

nehme Kälte: In meiner Stube war es wieder sommerlich frisch aber nicht mehr winterlich kalt.

Ich saß immer noch wie gefesselt auf meinem Bett und konnte mich nicht regen. Ich meinte, daß dies alles ein Traum gewesen sein mußte. Doch dann merkte ich, daß ich etwas in der Hand hielt: Die Blume, die mir die Erscheinung gegeben hatte.

Als ich sie mir etwas näher betrachtete, merkte ich, daß sie ganz aus Metall war. Es war ein sehr merkwürdig geformtes Gewächs, sehr filigran, mit einem dünnen Stiel, zwei Blättern daran und einem ungewöhnlich geformten Blütenkelch. Also hatte ich das doch nicht geträumt. Oder träumte ich immer noch?

Die Aufregung wich langsam aus meinem Körper, ich konnte mich wieder bewegen; legte die Blume vorsichtig auf meinen Nachttisch und fiel wie tot auf den Rücken. Ich schlief ein; jedoch ohne die Gedanken, die mir sonst durch das Hirn geisterten. Nur eines fand ich noch in meinem Kopf: Und das war die geisterhafte Frau, die mir diese geheimnisvolle Blume geschenkt hatte.

11 Der nächste Morgen begann mit einer unglaublichen Schwere in meinem Kopf, so als sei ich am Abend zuvor ordentlich berauscht gewesen. Ich richtete mich in meinem Bett auf und war völlig orientierungslos, mein Geist vollkommen leer.

Ich wandte meinen Blick nach rechts und sah aus dem Fenster, in das der Sommer sein brennendes Gesicht hielt; fuhr mir mit der Hand über das Gesicht, rieb mir den Schlaf aus den Augen und stand auf.

Ich wollte meine Stube schon verlassen, als mein Blick plötzlich auf meinen Nachttisch fiel. Dort sah ich einen Gegenstand, der da noch nicht gelegen hatte, als ich zu Bett ging: Es war eine kupferne Blume! Und plötzlich, als ich diese Blume sah, fielen mir sämtliche Erlebnisse der letzten Nacht wieder ein, wie ein Blitz aus heiterem Himmel kamen sie mir wieder in den Sinn. Ich hatte also tatsächlich nicht geträumt!

Diese geisterhafte Erscheinung, die ich gesehen hatte, muß wohl real gewesen sein, denn sie hatte mir ja die Blume gegeben, die sich in Metall verwandelte, nachdem ich sie berührt hatte. Ich nahm die kleine, etwa fünfzehn Zentimeter große Blume und betrachtete sie mir etwas genauer. Ich hatte ein Gewächs wie dieses noch nie zuvor gesehen. Gewiß, ich hatte und habe von Botanik so gut wie keine Ahnung; aber dennoch liebte ich die Natur doch so sehr, daß ich mich oft in Wälder oder Wiesen zurückzog und so hätte mir eine deartig geformte Blume schon irgendwann einmal auffallen müssen. Doch das war nicht der Fall, sie war mir völlig fremd.

Während ich die Blume mit aufmerksamen Blicken musterte, dachte ich unweigerlich an die Frau, die sie mir gegeben hatte. Sie war wunderschön gewesen. Und die Art und Weise, mit der sie mir die Blume geschenkt und

das, was sie gesagt hatte, schienen mich verzaubert zu haben und das alles verführte mich dazu, näher über sie nachzudenken. Irgendwie kam der Drang in mir auf, sie wiederzusehen. Natürlich konnte ich mich mit dem Gedanken noch nicht anfreunden, daß das, was ich gesehen hatte, tatsächlich wirklich gewesen war. Auch wenn die Blume der Beweis dafür zu sein schien: Solche Ereignisse sind nicht real. Aber davon abgesehen: Die Erscheinung, die ich gesehen zu haben glaubte, glich durchaus einer Frau, in die ich mich unsterblich hätte verlieben können. . . –

Ich verstand also schon, warum man diese Kammer in voller Eile verschließen konnte, und ich fragte mich, ob derjenige, der sie so hastig verschlossen und den Bretterverhau an der Tür angebracht hatte, nicht auch diesem Spuk begegnet war und daher die Stube – vielleicht sogar das ganze Schloß – gleich nach der ersten Begegnung mit der Geisterfrau verlassen hatte.

Ich bin sicherlich ein abergläubischer Mensch, und ich sehe in vielen Dingen ein größeres Geheimnis als eigentlich in ihnen liegt; aber ich hätte mich nie als jemanden bezeichnet, der tatsächlich an Geister glaubt. Ich hätte niemals auch nur gewagt, den Gedanken zu äußern, es gäbe so etwas wirklich: Verwunschene Seelen, die aus irgend welchen Gründen, womöglich wegen eines gewaltsamen Todes, keinen Frieden finden. Nein! Das ist Stoff für spannende Sagen, entspricht doch aber nicht der Wirklichkeit und scheiterte bei mir schon immer daran, daß ich nicht an die Existenz einer Seele als solche glaubte, die auch ohne Körper durch den Kosmos geistern kann. Und dennoch: Etwas ist passiert, wie auch immer es passiert ist! Ich wollte herausfinden, was geschehen war, den Grund des jüngsten Phänomens finden – und damit auch aller vorangegangenen, denn sie hingen zweifellos mit dem letzten zusammen. Diese Blume war zumindest wirklich und konnte auch nicht aus dem Nichts kommen. Also nahm ich die Blume, verließ mein Stübchen und begab mich nach unten in die Bibliothek. Nachforschungen beginnen immer in Bibliotheken. Dort kann der Geist gähren.

12 Es wäre schön gewesen, wenn ich einen Katalog zur Hand gehabt hätte; aber der ehemalige Besitzer der Bibliothek hatte so etwas nicht angelegt. Folglich mußte ich mich durch all die vielen Bücher hindurchstöbern. Ich muß gestehen, daß diese Arbeit, die mir anfangs eher wie ein hoffnungsloses Unterfangen erschien, mit der Zeit einen gewissen Reiz auf mich ausübte, und ich stieß während meiner Suche nach einem Buch, das vielleicht merkwürdige Ereignisse erklären konnte wie die, welche mir zugestoßen waren, auf allerlei interessante Werke, zum Teil in sehr schönen Ausgaben.

Ich bin jemand, der Büchern einfach nicht widerstehen kann. Für mich ist ein Buch nicht einfach ein Gegenstand mit zwei Deckeln, die viele Seiten Papier gleichen Formats zusammenhalten, auf denen irgend etwas geschrieben steht; sondern ein Buch zu lesen bedeutet für mich die Erfahrung eines

durch und durch sinnlichen Erlebnisses: Bücher haben einen Geruch, jedes einen anderen; sie sind manchmal vergilbt, Papier hat ein Aussehen, ein Gesicht, das sich mit den Jahren verändert; der Umschlag hat ein ganz anderes Erscheinungsbild als der Inhalt. Bücher sind wie Menschen. Allerdings haben sie immer Charakter.

Glücklicherweise folgte das Schema, mit dem die Bücher in den Regalen aufgestellt waren, zumindest einer gewissen Ordnung. Ich fand neben einem umfangreichen Belletristikbestand auch Fachliteratur, die sich aber meist mit Astronomie und Mathematik befaßte, also nichts behandelte, das mich in diesem Augenblick interessiert hätte. Dann waren da noch die bereits entdeckten Chroniken, die übrigens neben der Erstausgabe Medicus' Maßanalyse standen. Aber ich suchte zunächst nach einem Buch, das einfach nur der Unterhaltung diene; in der Hoffnung vielleicht auf eine Geschichte zu treffen, deren Hergang mit den Geschehnissen der letzten Nacht übereinstimmte oder ihnen zumindest ähnlich war. Solche Geschichten sind gute Ausgangspunkte zu weiteren Nachforschungen, weil sie den Verstand anregen.

Nach etwa zwei Stunden angestrengten Suchens fand ich auch tatsächlich so ein Buch. Es war weder sonderlich alt noch umfangreich, nur eine lockere Sammlung allerlei sagenhafter Erzählungen aus dem Altkreis, in dem mein Schloß stand. Dementsprechend lautete auch sein Titel: „Das heimatliche Sagenbuch“. Ich schlug es auf und versuchte, darin etwas über geisterhafte Erscheinungen wie die beobachtete zu finden – und wurde fündig. Es gab darin ein Kapitel, das hieß: „Von Weißen Frauen und anderen Spukgestalten“. Also blätterte ich eifrig zu dessen Anfang und begann, es zu lesen.

Zu leugnen, daß mir ein kaltes Schaudern über den Rücken lief, während ich diese Sagen las, entspräche sicherlich der Lüge. Dazu hatten sie einfach zu beunruhigende Ähnlichkeiten mit dem erlebten Vorfall. Da war von Weißen Frauen die Rede, von nebulösen Gestalten, verwunschenen jungen Schönheiten, die wegen irgend eines tragischen Vorfalles, der nicht immer genau beschrieben war, keine Ruhe nach ihrem Tod fanden. Alle Erzählungen hatten gemeinsam, daß diese Gestalten von ihrer Unruhe erlöst werden wollten, um endlich Frieden zu finden. Manchmal sagten sie einem auch wie. Zum größten Teil aber hüllten sie sich in Schweigen. Eine weitere Gemeinsamkeit stand jedoch ebenfalls fest: Man mußte wissen, wie man sie zu erlösen hatte, was man sagen, oder was man tun sollte! Und wußte man es nicht, wäre es unmöglich gewesen, einer solchen verwunschenen Seele ihren begehrten Frieden zu schenken und der Bitte, sie zu erlösen, nachzukommen. Es war sogar von Blumen die Rede, was mich regelrecht erschreckte, sogenannten Schlüsselblumen, zum Teil sogar von ganzen Schlüsselblumensträußen. Genau beschrieben waren diese Blumen hingegen nie. Vielleicht ab und an recht diffus als etwas Gläsernes oder sonst irgendwie Zerbrechliches; aber ich fand keinerlei Beschreibung einer Blume, die meiner auch nur streifend ähnelte. Ich gestand mir hingegen ein, daß dies auch wirklich ein mehr als nur phan-

tastischer Zufall gewesen wäre. Allein die Tatsache, daß ich überhaupt ein Buch gefunden hatte, in dem von diesen Weißen Frauen die Rede war, war ja schon mehr als zufällig. Doch als ich an meine Schöne dachte, die mir letzte Nacht begegnet war, da bezeichnete ich diesen Zufall als schicksalhaft, ja: als ausgesprochenes Glück – so grauselig es sich auch anfühlte! Nicht nur, weil ich mehr über das Wesen ihres Erscheinens in Erfahrung bringen wollte und damit meiner Neugierde ein Objekt der Begierde verschaffen konnte; sondern auch weil mich die Erscheinung der schönen Frau an sich außerordentlich faszinierte. Eine solche Begegnung wünschte ich mir schon immer, unabhängig davon, ob sich dahinter nun ein vergessener Schloßgeist oder eine Frau aus Fleisch und Blut verbirgt.

Welche Bedeutung diese Schlüsselblumen hatten, wurde mir leider nicht ganz klar. Meist behüteten die Weißen Frauen mit ihrer Hilfe auch Schätze. Man konnte sich so viel davon nehmen, wie man nur wollte. Nur ab und zu sagten die verwunschenen Seelen, man solle das Beste nicht vergessen, und dabei deuteten sie auf die Schlüsselblumen, die irgendwo lagen. Man hätte sie nur nehmen müssen, statt all der Schätze und damit der Seele Frieden geschenkt und daneben sogar sein Glück gemacht – was immer das auch hieß.- Wahrscheinlich hätte diese Erlösung auch bewirkt, daß man mit der dann erlösten Weißen Frau den Rest seines Lebens teilte? Eine romantische wie naive Vorstellung. Einmal ist sie kitschig. Und wenn nicht, dann blöde, weil eine Weiße Frau ja schon tot ist. Aber irgendwie ist sie schön, diese Vorstellung; und wenn ich über Glück in eines Menschen Leben nachdenke, dann fällt mir weder Reichtum noch Wohlstand ein, sondern die Tatsache, mit einer geliebten Frau das ganze Leben lang zusammensein zu können. Das war wohl damit gemeint: Das Beste war sie selbst.

Ein weiter Spielplatz der Interpretation; aber unlogisch erschien mir das nicht, etwas besseres als diese schöne Frau konnte ich mir auch nicht vorstellen (ich setzte im übrigen während der Lektüre der Sagen voraus, daß all die anderen Weißen Frauen, von denen dort die Rede war, mindestens annähernd genauso schön waren wie jene, die mir diese rätselhafte Schlüsselblume geschenkt hatte). Jedenfalls schienen diese Blumen die bizarren Schlüssel zur Erlösung der armen Seelen zu sein. Aber was man genau mit ihnen machen mußte, außer sie einfach in Empfang zu nehmen, fand ich nicht heraus. Vielleicht war das bloße Annehmen schon alles? Ich stand jedenfalls in vollkommener Unwissenheit, die mich außerordentlich verunsicherte.

Die einzelnen Erzählungen waren letztlich auch ganz einfach zu verschiedenen. Beinahe in jeder Geschichte wurde deren Weiße Frau anders erlöst, wirkliche Gemeinsamkeiten gab es, bis auf die Schlüsselblumen und ein paar andere Details, eigentlich nicht. Doch irgend welche Berichte über irgend welche Schlüsselblumen halfen mir auch nicht sonderlich weiter, ließen sie mich doch im Dunkeln; außerdem hatte ich ja selbst eine solche Blume, die mir als Gegenstand einer weitaus fruchtbareren Untersuchung gedient hätte

als einfach nur die Tatsache zu wissen, daß es so etwas vielleicht tatsächlich geben könnte. Das wußte ich auch so. Die Sagen, die ich las, waren Konjunktiv. Ich steckte aber mitten in einer solchen Geschichte drin, und die war sehr real. Aber abgesehen von dieser ganzen Unmöglichkeit brachte mich der reine Besitz einer solchen Blume auch nicht gerade zu einem Punkt höherer Erkenntnis. Ich klappte das Buch zu und stellte es in das Regal zurück.

Ich wagte nicht, es zu kritisieren. Schließlich handelte es sich um Sagen, Geschichten, die schon sehr, sehr alt waren und die man sich abends in Spinnstuben erzählte. Zwar wußte ich, daß in jeder Sage, in jedem Märchen, in jeder noch so phantastischen Geschichte auch ein Körnchen Wahrheit verborgen ist; aber meist nur im metaphorischen Sinne und letztlich waren es doch nur ausstaffierte Gruselgeschichten, die wahrscheinlich die jungen Männer besonders gerne an kalten Winterabenden erzählten, um den jungen Frauen gehörig Angst einzujagen. Immerhin ist das ein probates Mittel, eine Frau dazu zu bewegen, durch die Nacht nach Hause begleitet werden zu wollen. Wie dem auch gewesen sein mochte: Das kleine Sagenbüchlein war sicherlich nicht die beste Quelle fundierter Information zur Lösung eines Problems wie dem meinen – insofern es eine solche Quelle überhaupt gab. Denn ich hatte es schließlich auch nicht mit einem normalen Problem zu tun. So unmöglich dieses Erlebnis auch war: Ich hatte diese Blume geschenkt bekommen, konnte es nicht geträumt haben (es sei denn, ich träumte immer noch; aber das anzunehmen war natürlich reinster Unsinn). Das ist kein gewöhnliches Problem.

Ich hatte mich also damit abzufinden, daß die Weiße Frau, die ich gesehen hatte, wirklich gewesen, die Blume, die sie mir reichte, der Schlüssel zu ihrer Erlösung und, glaubte man den Geschichten, zu meinem Glück war. Daß sie erlöst werden wollte, lag auf der Hand, sie hatte es mir ja gesagt. Sie reichte mir die Blume, ich faßte mir ein Herz und nahm sie, wenn auch mit der eher unbewußten Absicht, ihrer Bitte um Erlösung nachzukommen. Allein, ich wußte nicht wie!

Wie ich beschrieb, war es aber anscheinend notwendig, es zu wissen. Vielleicht käme ich ja dahinter, wenn ich weniger über die Sache an sich, sondern über die Frau selbst in Erfahrung bringen könnte, überlegte ich. Womöglich fände ich dann auch heraus, wie es überhaupt dazu kam, daß ihre Seele keine Ruhe mehr fand. Dieses Vorhaben war gewagt. Ohne es zu wollen, machte ich einen Sprung in den Glauben, daß so etwas wie eine Seele überhaupt existierte. Das zu beweisen oder zu widerlegen interessierte mich dabei aber gar nicht. Ich nahm es als Präpositio einfach als gegeben hin. Ich interessierte mich nur für diese eine Seele an sich. Sonst war da nichts.

So stellte ich mir Fragen über sie: Wann hatte sie gelebt? Wie hieß sie? Was war mit ihr geschehen? Woran starb sie? Und: Wer war sie? Wenn ich all diese Fragen klären konnte, vielleicht wüßte ich dann auch, wie ich sie zu erlösen hatte. Das wollte ich unbedingt! Je mehr ich mich mit ihr beschäftigte, um so mehr wurde ihre Bitte, sie zu erlösen, zu einem Wunsch,

der – ich gestand es mir schon damals ein – meinem Herzen entsprang. Ich dachte einfach an diese Frau. Und je länger ich an sie dachte, desto lieblicher fand ich ihre Erscheinung und um so mehr wert den Entschluß, ihrem Begehren nachzukommen. Sicherlich auch nicht ganz ohne Eigennutz. Vielleicht würde ich ja dabei tatsächlich mein Glück machen, wie immer das auch aussah.

Ich gebe zu, dieser nicht ganz uneigennützig Gedanken verlieh dem ganzen Vorhaben gerade einen besonderen Reiz. Und so machte ich mich frisch ans Werk, dem Schicksal der schönen Weißen Frau, die mir begegnet war, auf den Grund zu gehen und alle Fragen, die sich um sie rankten, zu beantworten. Leider merkte ich erst später, daß diese ganze Rätselraterei, das Nachdenken, das Stellen und Beantworten von Fragen völlig unwichtig gewesen war; denn die Lösung des vermeintlichen Problems hatte mir meine Weiße Frau selbst schon gegeben: Sie war nur so einfach, daß ich sie nicht erkannte.

13 Meine Recherche begann damit, mich den alten Chroniken zuzuwenden, auf die ich erst vor kurzem gestoßen war. Die Weiße Frau, so überlegte ich, mußte in irgend einem Zusammenhang mit meinem Stübchen und damit dem Schloß als solchen stehen. Demnach bestand der erste Schritt darin, etwas über das Schloß selbst zu erfahren und währenddessen auch etwas über die Menschen, die es im Laufe der Jahrhunderte bewohnt hatten. Ich wollte die Chroniken aus den bereits erwähnten Gründen für längere Zeit meiden, doch das war jetzt egal. Kühn nahm ich den ältesten Band und begann mit dessen Lektüre.

Die Übersetzungsarbeit fiel mir leichter als ich zunächst gedacht hatte. Das Latein war recht einfach, die Sätze zumeist kurz und nur wenig verschachtelt. Und so las ich alles mögliche über das Schloß, die Menschen darin und darum, eben über viele Details ohne nennenswerte Bedeutung. Im großen und ganzen war der Text eine Aufzählung der unterschiedlichsten Veranstaltungen; aber über unglückliche Ereignisse, die womöglich zum Tod einer jungen Frau geführt hatten, fand ich nichts. Das Lesen alter Urbare wäre da sicherlich interessanter gewesen, und nach etwa drei Stunden Übersetzungsarbeit wurde mir langsam aber sicher klar, daß dieser Band bestimmt nichts Interessantes enthielt und daß ich ferner niemals den gesamten Text in absehbarer Zeit übersetzen konnte, ganz gleich wie einfach er gewesen sein mochte: Ich hatte mich mal wieder überschätzt... – Also stellte ich es beiseite, das alte Buch, faltete die Papierbogen zusammen, auf die ich meine hübsche Übersetzung geschrieben hatte, und legte sie unter einen Fuß des Tisches, an dem ich saß, damit er nicht mehr wackelte.

Das Ergebnis meiner ganzen Arbeit war demnach feststellen zu müssen, daß ich dem Rätsel, das mir die Weiße Frau aufgegeben hatte, niemals auf diese Art und Weise auf den Grund gehen konnte. An die anderen Bände

wagte ich mich daher auch gar nicht mehr heran, die Handschriften wurden ja immer unleserlicher, und meine Neugier brachte mich auch nicht dazu, zumindest in den ominösen dritten Band hineinzuschauen, der am Ende noch von meinem Geist selbst verfaßt worden war, zu Lebzeiten versteht sich.

Was sollte ich also tun? Vielleicht war es im Angesicht des offensichtlichen Versagens meines analytischen Vorgehens viel klüger, die Fragen, die sich um die Weiße Frau rankten, nicht mit scharfem Verstand zu beantworten, sondern sich ganz auf das innere Gespür zu verlassen. Ich mußte wohl eher meinen Gefühlen auf den Grund gehen als irgend welchen Fragen; einfach darüber sinnieren, was geschehen war, die wenigen Worte noch einmal in das Gedächtnis rufen, welche die schöne Frau ausgesprochen hatte. Was war denn eigentlich geschehen? Anstatt mir den Kopf zu zerbrechen, hätte ich wie in der Nacht zuvor regungslos auf dem Bett in meiner Stube sitzen müssen, um mir über die Unmöglichkeit des Erlebten klar zu werden. Ich hatte doch offensichtlich Glück, daß mir so etwas geschehen war, mochte es auch unheimlich gewesen sein. Aber was tat ich? Ich gab mich nicht einfach dem Wunder hin, das sich offensichtlich vor meiner Nase abspielte, und begnügte mich damit, den Dingen zu harren, die da kämen, sondern grübelte weiter.

Der nächste Gegenstand meines Nachdenkens war meine Stube. Wieso war es nur dort nicht ganz geheuer? Warum war es nur dort so kalt gewesen und nicht auch in anderen Bereichen des Schlosses? Rasch verließ ich also die Bibliothek, ließ die alten Bücher alte Bücher sein, nahm meine Schlüsselblume und begab mich in meine Kammer, um vielleicht dort etwas zu finden, das mich des Rätsels Lösung näher brachte.

Man stelle sich das einfach so vor, als ginge ein Lehrling, der gerade lernte, ein Stück Blech zu schneiden, zwar mit gutem Vorsatz aber ohne genauere Kenntnisse über seine Handwerkskunst an das Unterfangen, ein mit Edelsteinen besetztes Diadem zu schmieden und sich zu allem Überfluß nicht von seinem Meister während der Arbeit über die Schulter schauen und sich belehren zu lassen. Gerade letzteres sollte mir zum bitteren Verhängnis werden.

Im meiner Stube angekommen, unterzog ich sie einer gründlichen Untersuchung. Ich schaute unter das Bett, betastete die Wände, klopfte die Diele auf irgend welche Hohlräume ab und schaute auch in die kleine Truhe, die nahe der Tür stand. Ich gestehe, ich tat gerade dies mit einem gewissen Unbehagen, bekam eine Gänsehaut dabei; aber ich fand darin nichts Besonderes, nichts zumindest, das mir weitergeholfen hätte, das Geheimnis um die Weiße Frau zu lüften. So setzte ich mich schließlich, von jeder Kraft verlassen, auf mein Bett und dachte wieder nach. Nach einer Weile verspürte ich nicht mehr den Drang, noch weiter nachzudenken, ganz gleich ob mir das Problem keine Ruhe mehr ließ oder nicht. Daneben hatte ich Hunger; durstig war ich auch; und so beschloß ich, wieder nach unten zu gehen, mich

zu verpflegen.

Es wurde rasch wieder Abend. Ich hatte mehr Zeit mit meinen unergiebigsten Nachforschungen zugebracht als ich zunächst dachte. Um den Abend entsprechend ausklingen zu lassen, nahm ich mir ein Glas Wein und begab mich damit in die Bibliothek, um ein wenig zu schmökern. Ich nahm erneut das Sagenbuch, das ich bereits am Nachmittag gelesen hatte, schlug es auf und ging von neuem alle Geschichten über Weiße Frauen und Schlüsselblumen durch. Womöglich hatte ich ja bei der ersten Lektüre irgend etwas übersehen, und meistens vermag man das, was zwischen den Zeilen steht, besser zu erkennen, wenn man einen Text mehrmals liest.

Während der abermaligen Lektüre dieser Geschichten wurde mir aber nur erneut klar, daß ich diese Frau auf gar keinen Fall erlösen konnte, wenn ich nicht wußte wie. Und da ich auch nichts über sie selbst hatte in Erfahrung bringen können; auch keinen allgemeinen Schlüssel fand, mit der ich ihrer Seele Frieden schenken konnte, stellte ich fest, daß es wohl nur eine Möglichkeit gab herauszubekommen, wie ich zu Werke gehen sollte: Indem ich sie fragte!

14 Durch das Lesen war ich sehr müde geworden, also wollte ich zu Bett gehen. Einzuschlafen würde mir an diesem Abend jedoch sicherlich nicht leichtfallen, dachte ich. Alles in allem waren die Geschichten, die ich gelesen hatte, doch recht gruselig, wenn auch weniger als meine eigene; doch gerade die versetzte jede noch so harmlose Geschichte in ein unangenehmes, fahles Licht. Und so vermutete ich hinter jedem Geräusch, jedem Knarren in den alten Balken, jedem Kratzen der Äste an den Fenstern des Schlosses etwas Geheimnisvolles und Unheimliches – wobei ich mir zu allem Überfluß noch sicher war, daß die Ursache all dieser Geräusche in einer merkwürdigen Verbindung zu den Ereignissen stand, deren Mittelpunkt meine Weiße Frau war. Also fürchtete ich mich verständlicherweise gehörig davor, meine Kammer erneut zu betreten, gerade jetzt, da der Abend herangebrochen war. Und bei dem Gedanken, darin die ganze Nacht zu verbringen, wurde mir regelrecht angst.

Aber was sollte ich tun? Ich mußte wieder in meine kleine Stube, eine andere Möglichkeit sah ich gar nicht. Hier unten in der Bibliothek wollte ich nicht bleiben; auch nicht in der Halle, in der ich stets aß und erst recht nicht in der Küche oder in einem der Gänge. All diese Orte waren mir nicht wohnlich genug; und außerdem wollte ich nicht von Kerbtieren im Schlaf überrascht werden, vor allen Dingen nicht von Spinnen. Ich fürchte mich nicht vor Spinnen. Es macht mir auch nichts aus, sie anzufassen, sie zu fangen oder mit Fliegen zu füttern. Ich schrecke auch nicht sprunghaft auf, sollte mir einmal ein größeres Exemplar einer Hausspinne über den Weg laufen; aber eine natürliche Scheu vor diesen Tieren habe ich mir doch bewahrt, und mit dem Gedanken, daß mich ein Spinnentier mit langen, dünnen Beinen

und einem fetten Hinterleib im Schlaf überraschte, mir vielleicht noch auf dem Gesicht säße oder womöglich gar in die Mundhöhle krabbelte, konnte ich mich partout nicht anfreunden. So zog ich es doch lieber vor, mich in meine Kammer zu begeben, um dort die Nacht zu verbringen – trotz der Gänsehaut, die durch die Lektüre der Geschichten entstanden war und des Schreckens, der mir wegen des Erscheinens meiner eigenen Weißen Frau in der letzten Nacht immer noch in den Knochen saß.

Trotz allem begab ich mich mit nur aller größter Vorsicht in meine Stube. Auf den Gängen schaute ich in jede dunkle Ecke, die auf meinem Weg lag, ob sich dahrin nicht irgend etwas Schauderhaftes verbarg. Dem war natürlich nicht so. Ich lugte trotz allem in jede Abzweigung zu anderen Korridoren und beäugte sehr mißtrauisch die Türen, die ich auf meinen eher kurzen Erkundungsreisen durch mein Schloß noch gar nicht geöffnet hatte, weil ich mir nicht einmal vorzustellen wagte, was sich hinter ihnen befände. Als ich die Treppen zu meiner Kammer hinaufschritt, hielt ich mich stets an der Wand. Nicht daß ich von der geländerlosen Wendeltreppe hinab in den finsternen Schlund des Turmes fiel und mir das Genick brach, womit mich am Ende noch ein ähnliches Schicksal ereilt hätte wie jene verwunschene Frau (denn ein schöner Tod wäre das ja nicht gerade gewesen). Wohl nur der Teufel wußte schließlich, was mich auf dieser Treppe erschrecken konnte, daß ich taumelte und stürzte. Endlich in meiner Kammer angekommen, verriegelte ich die Tür von innen so gut es ging, das Schloß hatte ich ja herausgebrochen, und legte mich zu Bett, um dort darauf zu warten, die Weiße Frau noch einmal zu sehen.

15 Mein von festem Willen überzeugtes Vorhaben zu wachen, ausdauernd in die Tat umzusetzen, gelang mir natürlich nicht. Die Stunden verstrichen, bald war es Mitternacht, bald ein Uhr – nichts geschah. Und schließlich wurde ich doch schläfrig.

Ich hatte so gehofft, der Geist der schönen Frau würde sich noch einmal zeigen. Zwar hatte ich davor sehr große Furcht, ja: ich fürchtete mich vor nichts anderem mehr als dieser Weißen Frau noch einmal zu begegnen; aber ein geheimnisvoller Wille zwang mich dazu, mir weiterhin zu wünschen, sie zeigte sich in dieser Nacht doch noch. Ob ich mir das allerdings nun gewünscht hätte oder nicht – sie wäre ohnehin noch einmal erschienen, denn irgendwie – zumindest hatte ich dies aus der Lektüre der Sagen gelernt – lag es in der Natur dieser geisterhaften Frauen, in einem ganz bestimmten Schema aufzutauchen, je nachdem wie der Fluch es bestimmte, der auf ihnen lag.

Ich warf der kupfernen Schlüsselblume, die ich wieder zurück auf meinen Nachttisch gelegt hatte, noch einen mürrischen Blick zu und schloß schließlich die Augen. Aus meinem Kopf schwand der rätselhafte Spuk natürlich nicht. Ich dachte unentwegt an diese Erscheinung, und mit diesen Gedanken

versuchte ich endlich, in Schlaf zu sinken.

Ich war noch gar nicht richtig eingeschlafen, da spürte ich plötzlich, daß es im Raum wieder kühler und meine kleine Stube erneut von einem kalten Lufthauch durchzogen wurde, ganz so wie in der Nacht zuvor. Sofort schreckte ich aus meinem Dämmerzustand empor und schaute mich in der Kammer um.

Nichts hatte sich verändert, nur der Luftzug war spürbar. Ich sah rasch auf meine Armbanduhr und stellte fest, daß es kurz vor zwei war. Dann geschah eine ganze Weile nichts.

Doch plötzlich!– Schlag zwei Uhr öffnete sich die Dunkelheit vor meinem Bett, und ihr entsprang ein seltsamer, weißer Nebel!

Mein Puls schnellte in die Höhe und hämmerte mir gegen die Schläfen. Ich war aufgeregt. Eine nicht sehr angenehme Unruhe kam in mir auf, wenngleich sie diesmal, nicht so wie in der Nacht zuvor, mit den süßen Wogen leidenschaftlicher Aufregung verbunden war, die durch die Tatsache in mir erkeimte, die Weiße Frau bald wiederzusehen und mit ihr ihre Schönheit und die Ebenmäßigkeit ihres Körpers.

Die Nebel, die aus dem merkwürdigen Riß in der Dunkelheit hervorquollen, formten sich mehr und mehr zu der gleichen geisterhaften Erscheinung, die ich schon in der letzten Nacht beobachtet hatte. Und schließlich nach einer Weile, stand die Weiße Frau direkt vor mir.

Sie schien noch schöner geworden, noch wirklicher. Der Nebelschleier hatte an gewissen Stellen festere Formen angenommen, wie ich meinte. Aber ich war so aufgeregt, als ich sie wieder vor mir stehen sah, daß ich mir das auch nur eingebildet haben könnte.

Ich erhob mich langsam von meinem Lager, auch wenn ich nicht genau wußte, wie ich überhaupt dazu kam, mich rühren zu können. Irgendwie tat ich es. Dann ging ich mit aller größter Vorsicht auf sie zu, währenddessen mir ihr Blick folgte, und als ich etwa noch einen Meter von ihr entfernt war, blieb ich stehen.

Sie lächelte freundlich und streckte mir wie schon einmal ihre nebulöse, zarte Hand entgegen, in der sie eine zweite Schlüsselblume hielt. Sie bot sie mir mit einem freundlichen Blick dar, in dem diesmal sogar etwas von Verführung lag. Wieder sagte sie dabei:

“Nimm!– Und erlöse mich!,,

Und wieder nahm ich die Blume entgegen, so als ob mich ein unbeschreiblicher Drang dazu antrieb. Wohl der gleiche Drang wird es gewesen sein, der mich meine Angst überwinden half, daß ich von meinem Lager aufstehen und zu der schönen Frau gehen konnte.

Wie in der Nacht zuvor verwandelte sich die Schlüsselblume in Kupfer, als ich sie berührte, und die Weiße Frau lächelte dabei zufrieden.

Mit einem Male aber kamen mir merkwürdige Gedanken in den Sinn, die durch die Präsenz der geisterhaften Frau in meinem Bewußtsein aufbrachen: Ich hatte doch den ganzen Tag damit zugebracht herauszufinden, was es mit

ihr auf sich hatte, fragte mich, wie ich sie nur erlösen könnte; und ich war zu dem Schluß gekommen, daß ich sie selbst fragen müßte, um es in Erfahrung zu bringen. Also formulierte ich im Geiste rasch eine Frage; zumindest versuchte ich es, auch wenn es mir nicht so recht gelingen mochte, denn alles, was von meiner Frage übrigblieb, war: Wie?

So holte ich Luft, öffnete den Mund, und gerade als ich den ersten Laut dieses kleinen Wörtchens ‚Wie‘ über meine Lippen dringen lassen wollte, erhob sie die rechte Hand, hielt ihren Zeigefinger vor die Lippen und deutete mir, daß ich schweigen sollte, ganz genauso wie beim ersten Mal. Sie unterstrich ihre Weisung diesmal allerdings ermahmend durch ein langsames Hin- und Herbewegen ihres Fingers vor meinem Gesicht, was mir sofort eine unbeschreibliche Angst einjagte.

Und so stand ich da, völlig aufgeregt, ohne diese Aufregung auch nur annähernd deuten zu können, bestand sie doch aus einer Mischung purer Furcht und Angst auf der einen und der Faszination, die von dieser zauberhaften Frau ausging, auf der anderen Seite. Ich konnte also gar nichts mehr sagen.

Da schaute sie zufrieden, strich mir mit den Rücken ihrer Finger ganz zart über meine Wange, als ob sie mir für mein Schweigen danken wollte – und verschwand wieder.

Ich stand dort wie zu einer Salzsäule erstarrt. Ihre vorsichtige Berührung hatte ich deutlich gespürt. Es war mir, als hätte ich die weiche Haut ihrer zarten Hand wirklich gefühlt und ich meinte, die Nebelgestalt sei tatsächlich körperlicher geworden im Vergleich zur ersten Nacht. Diese Berührung hatte mich so erschüttert, daß ich mich gänzlich den angenehmen und erregenden Wogen ihrer Nachwirkungen hingab. Erst nach einer Weile faßte ich mich und wagte es, mich zu bewegen. Wie berauscht torkelte ich zu meinem Bett, die zweite Schlüsselblume in der Hand. Mir war es als schwebte ich, als spürte ich den Boden unter meinen Füßen nicht mehr.

Ihre Berührung war so kurz gewesen, doch ich fühlte die Zärtlichkeit darin immer noch auf meiner Wange, so als lägen ihre kalten Finger nach wie vor auf meiner Haut. So kam mir das Erlebte wie eine kleine Ewigkeit vor. Doch als ich auf meine Uhr blickte, stellte ich fest, daß nur wenige Minuten vergangen waren.

Ich betrachtete verstört die Blume, die sie mir gegeben hatte. Sie sah exakt genauso aus wie jene, welche ich bereits in der nacht zuvor geschenkt bekam. Ich legte sie zu der ersten Blume auf meinen Nachttisch und ließ mich wieder auf meine Schlafstatt nieder. Trotz meines Schreckens und meiner damit einhergehenden Aufregung, die nach wie vor in mir glühte und meinen Geist in ein ekstatisches Treiben führte, übermannte mich der Schlaf rasch. Ich wußte genau, daß in dieser Nacht nichts mehr geschehen würde.

Die letzten Gedanken, die mir durch das Bewußtsein huschten, rankten sich in verspielter Leidenschaft um das Ebenbild der Weißen Frau, die ich mir als gänzlich wirklich vorstellte. Selbst wenn ich noch nicht wußte, wie ich sie

erlösen sollte: Vielleicht würde es mir doch irgendwann einmal gelingen. In diesem Moment war mir bis auf das Schicksal der geheimnisvollen Schönen alles gleich. Meinetwegen hätte ich hundert Nächte auf diese Weise verbracht, nur um irgendwann einmal herauszubekommen, was ich zu tun oder zu sagen hätte. Und womöglich könnte ich ja doch mein Glück machen, wenn ich immer nur die Blumen schweigsam nehmen würde. Leider hielten sich diese weise Erkenntnis und das Vorhaben nicht. Jedenfalls ging diese Geduld, die auf Zeit in mir aufkam, von jenem Zauber aus, den diese Weiße Frau mir auf das Herz gelegt hatte. Und ich gestand mir ein, daß ich mich in sie verliebt hatte.

Das mag sich unmöglich anhören, vielleicht ganz und gar nichts anderes als eine Narretei sein. Wie kann man sich schließlich in etwas verlieben, daß am Ende gar nicht wirklich existiert, womöglich nur der eigenen Einbildung entspringt? Und selbst wenn dem nicht so war: Mir glaubte niemals irgend jemand, daß ich in dem Schloß, das ich von meinem Vater geerbt hatte, meine kleine Stube mit dem hiesigen Schloßgeist teilte; und wahrscheinlich lachte man mich ganz und gar aus, wenn man erführe, daß ich alleine lebte, womit es natürlich selbsterklärend würde, daß dieser Schloßgeist weiblichen Geschlechts, ansehnlich und verführerisch sein müßte. Der Wunsch ist schließlich Vater des Gedankens und so wohl auch in diesem Fall.

Mir war aber in diesem Augenblick egal, was andere dazu denken und meinen könnten. Ich fand meine Eindrücke völlig real. Ich konnte und wollte mich einfach nicht des Liebreizes dieser Weißen Frau erwehren und auch nicht der Gefühle für sie, die sie in meinem Herzen durch ihre ganze Erscheinung wachgerufen hatte.

16 Den Rest der Nacht verschlief ich außerordentlich gut. Doch als ich aufstand, verflogen die letzten Reste des überaus süßen und berausenden Zaubers, den das Verliebtsein – oder etwas in der Art – in mir wachgerufen hatte.

Selbstredend konnte ich an diesem Tag nichts anderes tun als über die Weiße Frau nachzudenken, betrachtete mir stundenlang die Schlüsselblumen und überlegte, was ich mit ihnen anfangen sollte. Die seltsamsten Gedanken und Ideen kamen mir in den Sinn. Ob ich diese Blumen eventuell bei Mondschein auf geweihter Erde vergraben sollte? Ob ich sie einzuschmelzen und das Kupfer zu irgend etwas anderem zu verarbeiten hatte? Ich hatte wirklich keine Ahnung. Und je absurder meine Einfälle wurden, um so mehr steig die Wut in mir auf, einfach nicht zu wissen, wie ich meine Geisterfrau erlösen mußte. Und schließlich sprang meine Wut auch auf sie über. Das zuzulassen war natürlich dumm; aber das liegt wohl einfach in unserer Natur, wir können nicht anders: Ein Mensch kann eben ganz gewiß kein Engel sein. In diesem Moment sah ich das alles natürlich nicht ein.

Und so hielt ich, in der Bibliothek auf- und abschreitend, eine Extempo-

rale nach der anderen, während ich mir vorstellte, der schöne Geist stünde neben mir. "Was soll das schließlich? Mir immer zu verbieten, etwas zu sagen!" wettete ich los. „Immer wieder zu bitten: ‚Erlöse mich!‘ – Ja, mein Gott! Wie denn nur, dann sag’ es doch endlich einmal, es kann doch nicht so schwer sein! Du brauchst es mir nur zu sagen, und ich werde tun, was du von mir verlangst! Ich kann doch gar nicht anders!“ – Wie zu erwarten bekam ich keine Antwort auf meine Tiraden. Und diese Antwort würde ich sicherlich auch nicht bekommen, begegnete mir die geisterhafte Frau das nächste Mal. Warum auch? Sie hatte es mir das erste Mal nicht gesagt; sie hatte es mir das zweite Mal nicht gesagt; wahrscheinlich würde sie es mir auch beim dritten, vierten oder fünften Mal nicht sagen, und meine Nächte gerieten immer grauenvoller, weil mich meine Schöne letztlich doch gänzlich um den Schlaf bringen würde. Ob Geist oder nicht Geist: So ist das eben mit den Frauen, in die man sich verliebt.

Ich vermutete, die Weiße Frau würde in der nächsten Nacht wieder erscheinen; und was immer dann auch geschehen sollte, ich nahm mir fest vor, sie endlich zu fragen, wie ich ihrem Wunsch erlöst zu werden entsprechen könnte. Und es stand für mich fest, daß sie mich lieblich ansehen konnte, wie sie wollte; sie konnte mir auch deuten zu schweigen, wie sie es nur für richtig hielt: Ich würde sie fragen! Schluß jetzt mit dem albernen Getue! Wenn sie es denn nicht zustande bringt, Nägel mit Köpfen zu machen, dann würde ich das eben tun, denn einer von uns beiden mußte offensichtlich etwas unternehmen! Dachte ich. Ich hätte nicht so viel denken sollen.

17 Ich ergab mich also in diesem Augenblick der Schwäche gänzlich meiner Wut und war schließlich so aufgebracht über die Weiße Frau, daß ich in meine Kammer lief und ungeduldig darauf wartete, daß es endlich Nacht würde. So schnell wie ich wollte, ging es natürlich nicht. Dies einsehend, lief ich in den verwilderten Garten und begann dort mit Aufräumarbeiten.

Fast meine ganze schlechte Laune und Unzufriedenheit reagierte ich an dornigem Gestrüpp und Unkraut ab. Doch als es Abend wurde, war ich immer noch genug über das geheimnisvolle Verhalten der faszinierenden Schönen verärgert. Zwar war ich nicht mehr ganz so wütend; aber das Vorhaben, dem Ganzen ein Ende zu bereiten, indem ich die Verwunschene fragte, was ich zu tun hätte, um sie endlich zu erlösen, würde ich sicher in die Tat umsetzen.

Ich sagte ja bereits, daß ich mich in sie auf irgend eine nicht näher durchschaubare Art und Weise verliebt hatte (insofern Verliebtsein überhaupt irgendwie durchschaubar ist). Also lag mir nichts mehr am Herzen zu bewirken, daß die arme Frau nicht noch weitere Jahrhunderte durch die Schloßmauern spuken mußte. Die Ungeduld, die in mir aufgekommen war, das Rätsel endlich gelöst zu wissen, mochte ich selbst nicht, und mein Gespür setzte darauf noch die Gewißheit, es wäre überhaupt nicht weise, sondern

überaus töricht, so zu handeln, wie ich zu handeln beabsichtigte. Man mag das Zweifel nennen. Dieses Vorstürmen im Liebestaumel ohne Rücksicht auf so manches Geheimnis, das man so manchem Zauber zweifelsohne nähme; die Tatsache, den Dingen ihre Zeit, die sie brauchen, einfach nicht zu lassen: Das konnte gar nicht gut sein.

Dennoch war ich zu aufgewühlt; meine Unwissenheit brachte mich sicherlich noch zum Wahnsinn, würde es so weitergehen. Ich kam mir bereits wie ein schüchterner Schelm vor, der nichts anderes tun konnte, als in Ehrfurcht zu erstarren, wenn er in das hübsche Gesicht schaute, in das er sich vernarrt hatte. Bislang wollte sie offensichtlich, daß ich nichts sage; aber ich meinte nicht, daraus schließen zu können, daß das auch so bleiben sollte. Wahrscheinlich, das zog ich immer mehr in Betracht, mußte ich doch irgend etwas von mir geben; wahrscheinlich nicht in den ersten beiden Nächten, aber womöglich in der dritten; und wahrscheinlich kam es einfach darauf an, sich trotz aller Ermahnungen ein Herz zu fassen und mutig selbst zu handeln als das zu tun, was einem gesagt wurde. Vielleicht war Mut der Schlüssel zur Lösung. Und warum auch nicht? Man kann vielleicht Gefühle durch Blicke oder Gesten austauschen, aber doch keine Gedankengänge, keine Umschreibungen für Taten, die man zu verrichten hatte. Nein, nein: Man muß den Mund zur rechten Zeit schon aufmachen, um vorwärts zu schreiten! Dieser Frau mußte ich also eine Frage stellen! Mit diesem Trugschluß ausgestattet, begab ich mich in meine Kammer und erwartete die Nacht. Nun kam sie schneller als mir lieb war.

Um ein wenig zu entspannen und mich abzulenken, stellte ich mich an das kleine Fenster, lehnte die Arme auf dessen Gesimse und schaute über die Wipfel der knorrigen Obstbäume im Garten zu den nahen Fluren bis hin zum Rand des Waldes, der etwa zwei oder drei Kilometer von meinem Anwesen begann und sich aus der dunklen Umgebung wie ein schwarzer Balken erhob, an seiner Oberseite zackig und zerfranst. Die Nacht war mondlos, der Himmel klar. Ich atmete die laue Luft, die von draußen in meine Sube drang, genoß die kühlen, sachten Windstöße, die das Laub der Lastanien auf der Ostseite des Schlosses seltsam murmeln ließen und ließ mich durch das Gezirpe der Grillen in der Dunkelheit treiben.

Ich erhoffte mir von diesem Treibenlassen eine Linderung meiner Unruhe; aber nachdem ich den abendlichen Anblick eine Weile genossen hatte, war ich immer noch nicht beruhigt. Ich lief in meinem Zimmer auf und ab, die Zeit verstrich mit einer unglaublichen Zähigkeit. Zwar legte ich mich schließlich doch zu Bett, konnte aber verständlicherweise keine Ruhe finden. Mir kam der Gedanke, vielleicht etwas zu lesen; doch dann hätte ich die Stube verlassen müssen, um in die Bibliothek zu gehen, und ich konnte ja nicht wissen, was geschehen würde, wäre ich erst einmal fort. Nein, ich mußte dort bleiben und auf die Weiße Frau warten. Damit stieg meine Ungeduld schier ins Unendliche und mit ihr die Sicherheit, mit der ich mein Vorhaben in die Tat umsetzen wollte. Und mit meiner Unruhe sprang ich vom Bett auf und

durchschritt wieder meine Kammer von einem Ende zum anderen.

Endlich gegen zwei passierte etwas: Wie in der letzten Nacht spürte ich den kühlen Lufthauch, diese seltsame Kälte. Gerade stand ich am Fenster, müde vom stundenlangen Hin- und Herlaufen und hatte die ganze Zeit über gedankenlos in die Dunkelheit gestarrt. Rasch drehte ich mich um und verfolgte den Spuk wie in den Nächten zuvor. Schlag zwei Uhr stand die Weiße Frau wieder vor mir.

Ich bewegte mich langsam auf sie zu, bis ich ihr schließlich so nah wie das letzte Mal gegenüberstand. Ich blickte in ihre Augen und wartete ab, was geschehen würde. Wieder streckte sie mir freundlich lächelnd eine hellweiß leuchtende Schlüsselblume entgegen, die sie in ihrer rechten Hand hielt, und sagte diesmal nur:

„Nimm!“

Doch ich nahm sie nicht. Zunächst sollte sie mir sagen, wie ich sie zu erlösen hatte. Möglicherweise könnte ich sie so dazu bringen. Ob meines Zögerns zog sie die Blume ein wenig zurück, neigte den Kopf etwas zur Seite und sah mich mit einem sehr traurigen, von Enttäuschung gezeichneten Blick an; ganz so als verstünde sie nicht, warum ich nicht auch die dritte Blume nehmen wollte. Sie reichte sie mir mit einem erwartungsvollen Gesicht aufs neue, und aus ihren Augen glitzerte dazu ein verführerisches Schimmern.

„Nimm!“ sprach sie mit einer weichen Stimme, in der ein heller, lieblicher Tonfall schwang.

Eine Weile noch zögerte ich – doch schließlich nahm ich die Blume doch, und wieder wurde sie zu Kupfer, als ich sie berührte. Ein ruhiges Lächeln ging in ihrem zufriedenen Gesicht auf. Dann schloß sie die Augen und sagte:

„Und nun erlöse mich!“

Jetzt?– Himmel!– Jetzt?– Mein Vorhaben, sie zu fragen, wie ich das nur tun sollte, kam wieder in mir auf, stand plötzlich ganz alleine da in meinem durch ihre Erscheinung leergefegten Bewußtsein; aber ich sagte noch nichts. Und während ich noch zögerte, geschah etwas sehr Seltsames:

Die Nebelschleier, aus denen die Frau bestand, schienen sich langsam zu verdichten. Das Weiß schwand zögerlich, die Gestalt löste sich auf. Jedoch nicht wie sonst: Vielmehr begann sie, feste Formen anzunehmen. Es schienen sich Haut und Knochen zu bilden; Adern und Sehnen; in ihre Augen stieg ein leuchtendes Blau; ihre Haare schimmerten langsam golden; und eine zarte Gestalt, die nach und nach wirklicher wurde, trat aus dem weißen Kleid hervor. Feste Umrisse bildeten sich, und der feine Stoff ihrer Gewandung spannte sich leicht unter der Silhouette ihres zarten Körpers.

Doch, obgleich ich Zeuge dieser unglaublichen Veränderungen war, nahm ich das alles nicht wirklich wahr. Ich war ganz damit beschäftigt, die Frage zu formulieren, die ich ihr stellen wollte, während ich geistesabwesend dem scheußlich wundersamen Schauspiel zusah, das sich vor meinen Augen abspielte.

Was sollte ich denn jetzt nur tun? Sollte ich jetzt noch einmal hier un-

wissend stehen, der Dinge harren, die da noch kämen oder nicht kämen? Ich konnte nicht einfach tatenlos dort stehenbleiben, ich mußte etwas unternehmen! Nichts geschieht von alleine, gar nichts! Höchstens das Leben verliert man, während man nur dumm dasteht und blöde wartet. Und ich wartete nicht mehr! Nein! Nicht noch einmal! Also brachte ich mit einem Male hervor, ohne daß ich mir wirklich bewußt darüber war:

„Bei allem, was mir heilig ist, ich will dich ja erlösen, nichts will ich mehr! Aber sage mir doch endlich wie!“

Im gleichen Augenblick stieß sie einen gellenden Schrei aus! Er durchzuckte meinen ganzen Körper wie ein Blitz und eine heiße Woge der Aufregung überflutete mich; meine Knie schienen dem Gewicht meines Körpers nachzugeben, mein Bewußtsein krümmte sich zusammen vor Angst.

Die wenigen Worte, die ich ausgesprochen hatte, schienen ihr bereits fleischgewordenes Herz zu durchbohren wie ein Spieß; ihre schönen Körperrumrisse, die beinahe ganz wirklich geworden waren, verzerrten sich zum Grotesken; ihre feine Haut, die bereits so von fröhlichem Leben durchflossen schien, wurde weiß und verschwand; ihre Knochen, ihre Sehnen, ihr ganzes Selbst, das sich aus dem Nebel noch nicht ganz geformt hatte, kehrte wieder in jenen weißen Schleier zurück, aus dem es gekommen war: unter ihrem schrillen, herzerreißenden Aufschrei, der von tiefstem, tiefstem Schmerz zeugte. Doch der Nebel nahm nicht mehr die schöne Form an, die ich zwei Nächte lang zuvor so bewundert hatte. Nur noch eine diffuse Schwade blieb von meiner schönen Weißen Frau zurück, die sich schließlich in einen bläulichen Dunst verwandelte, der rasch in der Dunkelheit meiner Stube verschwand – so als saugte ihn die Finsternis wieder in sich auf, ihn nie mehr freizugeben. Mit dem Verschwinden des feinen Nebels verhallte auch ihr schrecklicher Schrei wie das Echo des Klagens, das ich in der aller ersten Nacht gehört hatte. Dann war alles vollkommen still.

Ich stand dort.– Die Schlüsselblume in der Hand.– Völlig verstört.– Orientierungslos.– Entsetzt.– Und als ich die dritte Blume betrachtete, sah ich, wie das Kupfer schwarz wurde und sich schließlich ebenfalls in feine, hellweiße Rauchfähnchen auflöste, die sich in der Dunkelheit meiner Kammer verloren.

Der Spuk war vorbei.–

Der Zauber vorüber.–

“Nein!– Nein!– Wo bist Du? Bitte komm’ doch zurück! Komm’ wieder!“ flehte ich plötzlich und lief verstört in der Dunkelheit umher, fuchtelte mit den Armen darin herum, als könnte ich noch etwas von der Entschwundenen erfassen. „Ich habe doch verstanden!“ rief ich noch und merkte, wie mir dabei die Tränen aus den Augen drangen.

Ich hielt inne.–

Starrte in die Dunkelheit.–

Lauschte aufmerksam hinein.–

Doch sie kam nicht wieder. Und ich hörte nichts anderes als meinen eigenen Atem.

„Ach, zeige dich doch!“ schluchzte ich leise. „Ich warte auf dich tausend Nächte und schweige eine Ewigkeit, wenn du mir nur vergibst!“

Ich fiel schließlich auf mein Bett und weinte bitterlich. Die ganze Nacht. Doch sie kam nicht noch einmal zurück, so sehr ich auch weinte und flehte. Und ich weinte und flehte und weinte und flehte.

18 Als die Sonne schließlich aufging, und es endlich wieder hell wurde in meiner Kammer, war ich mit meinen Tränen am Ende. Meine Augen waren geschwollen und brannten fürchterlich. Meine Kehle war trocken durch mein Klagen.

Ich wischte mir die Feuchtigkeit aus den Augenwinkeln und sah auf meinen Nachttisch, auf den ich die beiden Schlüsselblumen gelegt hatte, die mir meine Weiße Frau schenkte. Doch nicht einmal eine Erinnerung blieb mir an sie, denn sie waren beide zu Staub zerfallen, wohl als das erste Sonnenlicht sie traf. Und die kühle Morgenluft, die in meine Stube drang, verwehte den Staub, so daß er sich in den Luftströmungen verlor, von meinem Nachttisch aufstieb und ebenso verschwand wie meine schöne Geliebte und ihre dritte Blume verschwunden waren.

Ich konnte hier nicht mehr bleiben, mein Zimmer nicht mehr länger bewohnen. Rasch verließ ich es, suchte mir das Eisen, mit dem ich erst vor einigen Tagen die Tür aufgebrochen hatte, verkeilte es an der Stelle des Schlosses mit der Zarge und brachte in aller Eile die Bretter wieder an, um die Tür ganz zu verschließen. Nachdem diese Arbeit vollrichtet war, stand ich vor meinem eiligen Verschlag und dachte an den ersten Tag zurück, an dem ich den Eingang zu meiner Kammer so seltsam verhauen vorgefunden hatte. Dann flüchtete ich nach unten.

Mir war schon klar: Der Geist der schönen Frau würde sich mir nicht noch einmal zeigen. Und so sehr ich es auch hoffte, sie würde mir bestimmt nicht verzeihen, sie könnte es wohl auch gar nicht. Und doch wünschte ich mir nichts mehr als daß sich das gespenstische Treiben nur noch einmal wiederholte, jetzt, da ich wußte; nun, da ich sah. Also bewohnte ich meine Kammer doch wieder, noch in der gleichen Nacht. Meine Furcht war ganz verflogen. Ich wollte nur, daß ich nicht versäumte, dem Geist noch einmal zu begegnen. Ich mußte so vieles wiedergutmachen. Aber mir war ebenso klar, daß ich nur eine Chance gehabt hatte, weil jeder nur eine Chance hat. Ich hatte meine vertan. All mein Wissen half mir da nichts. Und mit dem sicheren Wissen der Erfahrung kann man weiter nichts bewirken. Nur mit Weisheit. Und die fehlte mir.

Seitdem habe ich die Weiße Frau nicht mehr gesehen. Nur manchmal, wenn der Sturmwind durch das Laubwerk der alten Kastanien braust und

die Äste an den Fensterscheiben kratzen, meine ich, ein klagendes Weinen zu hören, das irgendwo aus den Mauern des Schlosses dringt. Und ich glaube, es ist das Weinen jener Frau, die ich durch meine Ungeduld in so tiefen Kummer geführt hatte. Doch ich versuche, wieder einzuschlafen; drehe mich auf die andere Seite; vergrabe mich tief in meine Bettdecke. Schließe die Augen.

Und merke, wie mir eine Träne über das Herz rinnt.—